~~2826.~~
~~m. 211.~~
P. o. germ.
768$^{\underline{o}}$ Kotzebue

<36634750880015

<36634750880015

Bayer. Staatsbibliothek

Kleine Romane,

Erzählungen, Anecdoten

und

Miscellen

von

August von Kotzebue.

Viertes Bändchen.

Leipzig 1806.
bey Paul Gotthelf Kummer.

Perm sep.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des vierten Bändchens.

Die Frucht fällt weit vom Stamme. Ein Roman in drey Büchern.

Drittes Buch. : : S. 3
1. Flucht vor der Liebe. : : ebend.
2. Die Türken. : : 14
3. Der taube Consul. : : 30
4. Die Glückssonne. : : 41
5. Die Muhme. : : 54
6. Der Sonderling. : : 66
7. Die Geschichte des blauen Kräutermannes. 83
8. Die Hochzeit. : : 95
9. Kindlicher Wettstreit. : : 109
10. Der Knoten löst sich. : : 118

Erzählungen.

Glückseligkeit. Eine Erzählung aus der großen Welt. : : 135

* Das

Die
Frucht fällt weit vom Stamme.
Ein Roman in drey Büchern.

Drittes Buch.

1. Flucht vor der Liebe.

„Jedes Thier," hub Florio an, „kann seine „Stelle verändern, etwa den Armpolypen ausgenommen; selbst die Auster, wäre sie auch noch „so fest an die Klippe gewachsen, kann sich los „machen, aus der Schaale strecken, und auf eine „erbärmliche Weise vorwärts schieben. Vollends „der Mensch, der hat nicht blos eigene Füße, „sondern ihm gehören auch die Beine aller Post„pferde, Postkameele und Posthunde in Europa,

„Asia und Kamtschatka. Und wozu traf die Na„tur diese weise Veranstaltung? damit er der ver„dammten Liebe entrinnen möge; weil nun ein„mal kein Fürst einen Cordon gegen diese heillo„se Landplage zieht, wie gegen das gelbe Fie„ber. — Es giebt Menschen, die gleich ganz aus „der Welt hinauslaufen, wenn es ihnen auf dem „Plätzchen nicht mehr behagt, auf welchem der „Zufall sie anklebte; aber solche Leute haben ver„gessen, daß die Welt hübsch groß ist, und daß, „wenn man auf der einen Stelle mit Sorge und „Mühe nur Dornen erzieht, auf einer andern „Stelle die Rosen wild wachsen."

„Wer mit der Liebe Aug' im Auge kämpfen „will, der ist ein Thor; nur fliehend, wie die „Parther, muß man gegen sie fechten; denn so „gewaltig sie auch seyn mag, so hat sie doch nur „schwache Füße, ermüdet leicht im Verfolgen. „Darum, Herr Doctor, wenn du nicht eben Schutz„Pocken gegen die Liebe erfunden hast, (welches „allerdings eine Wohlthat für die Menschheit wä„re) so laß uns fliehen über Hals und Kopf! —

„Du

„Du hast dir einen Nothpfennig erspart, ich auch;
„wie können wir den besser anlegen, als wenn
„wir die verlohrne Ruhe damit zurück erkaufen?"

Theodor, auf den in diesem Augenblicke die Wände seines Zimmers, die Stadtmauern und das Himmelsgewölbe drückten, fand seines Freundes Vorschlag sehr vernünftig. Ja, wir wollen fort, sagte er, wir wollen nach Frankreich reisen, und die neuen Wunder dort anschauen, das wird uns heilsam zerstreuen.

„Bewahre der Himmel!" antwortete Florio,
„Wunder muß man nur von Ferne sehen, in der
„Nähe wird man ungläubig. Was sollen wir
„überhaupt in einem Lande, wo es Weiber
„giebt? — Fort aus Europa! fort in die Mor-
„genländer, dort ist man noch so vernünftig, sie
„zwischen vier Mauern zu sperren, dort kann ein
„ehrlicher Mann noch sicher seine Straße wan-
„dern. Drum ist mein Rath, wir ziehen in die
„Türkey."

„Mir Alles gleich," erwiederte Theodor, „nur
„bald, bald!" — Florio schlug den Kalender auf,

fand, daß noch diesen Abend ein Postwagen nach Wien abgehe, und wollte sogleich auf das Posthaus eilen, um Plätze zu bestellen. Aber so bald war seinem Freunde doch zu schnell. Ottilie hatte ja gestanden, sie liebe ihn noch. Zwar hatte sie ein Vielleicht hinzugefügt; doch das Wort gehörte hier offenbar zu den unnützen, von welchen die Menschen einst Rechenschaft geben sollen. Ihre zarten Bedenklichkeiten mußten seiner Liebe weichen, und ihre Eifersucht von selbst verschwinden, so bald sie sein wahres Verhältniß zu Emma erfuhr. Die ewige Kluft zwischen beyden hatte also nur des Vaters Fluch gegraben, und sein Segen konnte sie wieder ausfüllen. Alle diese Betrachtungen reihten sich natürlich an einander, nachdem Theodor den Brief zum zweyten, und zum zwanzigstenmale gelesen hatte.

„Ich muß doch erst mit dem Vater sprechen," sagte er zu seinem Freunde. Unwillig rief dieser: „Du bist unheilbar! willst du nicht mit, so reise „ich allein."

Mit

Mit vieler Mühe brachte es Theodor dahin, daß er ihm versprach, noch einige Tage zu warten, und aus den Tagen wurden Wochen, denn immer hofte der aufmerksame Arzt, einen hellen Augenblick zu finden, in welchem der Seelenkranke Gefangene seiner Besinnung mächtig seyn, und durch einige Zeilen von seiner Hand der Tochter kindliches Herz beruhigen werde. Er nahm sich vor, den alten Klumm so selten als möglich zu verlassen, und jedesmal, wenn seine Berufsgeschäfte ihn dazu zwingen würden, Emma auf die Lauer zu stellen, um keine günstige Minute entschlüpfen zu lassen. Ach! er wuste nicht, daß in den wenigen Tagen, seit er das Gefängniß nicht besucht, ein neuer Zufall des Mannes schwachen Geist vollends zerrüttet hatte.

Als er nemlich an einem schwülen Abend, von Emma geführt, mit freyerem Geiste als gewöhnlich, auf einem Grasplatz wandelte, auf dem auch andere Gefangene bisweilen Luft schöpfen durften, da begegnete ihnen ein Mensch in Ketten, mit einem langen verwilderten Bart, bleichen Wangen,

und

und brennenden Augen. „Das ist der Schlimm=
„ste unter allen Bewohnern dieses Hauses," sag=
te Emma zu ihrem Vater, und wollte ihn schnell
vorüber führen. Aber plötzlich vertrat der Kerl
ihnen den Weg:

„Sieh da, Herr Bankdirector," sagte er hä=
misch lächelnd, „willkommen, Herr Kammerad!
„Sie kennen mich wohl nicht mehr? — Wir ha=
„ben uns freylich beyde sehr verändert, sind
„nicht mehr die rüstigen Gesellen, die wir waren,
„da Sie noch als Baron Sonnenstern den Leuten
„die Beutel fegten, und als Kaufmann Schnei=
„der unschuldige Mädchen verführten. — Nun,
„Sie wollten mich ja todt schlagen, wenn ich Ih=
„nen wieder vor die Augen käme. Ha! ha! ha!
„jetzt sind wir beyde Galgenkandidaten. Aber die
„Lust, an hübschen Mädchen hat, wie ich sehe,
„den alten Sünder noch immer nicht verlassen."

Kaum hatte der Bösewicht zu reden angefan=
gen, als Klumm schnell seinen vormaligen Be=
dienten erkannte, den treuen Helfershelfer bey
jedem Bubenstück. Das gräßliche Gemählde seines

Lebens, welches der Kerl mit wenigen kräftigen Pinselstrichen ihm so plötzlich vor die Augen stellte, der empörte Stolz, die zermalmende Schaam, und vielleicht mehr als alles, der Umstand, daß es gerade in der Gegenwart des unglücklichen Kindes geschah, welches die Frucht jener Verbrechen war, würkten so heftig auf ihn, daß er taumelnd ins Gras sank, und Emma's Arm zu schwach war, seinen Fall zu verhüten. Sie gab der Wache einen Wink, den Bösewicht fortzuführen, und rief den nahen Gefangenwärter zu Hülfe, um ihren bewußtlosen Vater auf sein Zimmer zu bringen.

In der folgenden Nacht gieng sein Wahnsinn zum Erstenmale in Raserey über, und obgleich die Anfälle der Wuth nach und nach wieder seltener wurden, so schien doch seit jenem Augenblicke jede Hoffnung zu gänzlicher Wiederherstellung seiner Vernunft verschwunden, und die jammernde Tochter muste froh seyn, wenn er nur wahnsinnig war.

Theodor meldete Ottilien den traurigen Zustand ihres Vaters, und bot alles auf, sie zu über-

überreden, daß er seinen Fluch gewiß zurücknehmen würde, wenn er seiner Vernunft Meister wäre. Aber er erhielt keine Antwort. Was blieb ihm jetzt übrig, als den stürmischen Wünschen seines ungeduldigen Freundes nachzugeben.

„Das Schicksal trennt mich von Ihnen," sagte er zu Emma, „wir werden uns lange „nicht wiedersehn, vielleicht nie! — In Ihrer „Macht hätte es gestanden, durch Beglückung „meines Freundes, auch mir das Leben in meiner Vaterstadt wenigstens erträglich zu machen. „Sie, die Sie so viel kindliches Wohlwollen „gegen einen fremden alten Mann äussern, der „sein Schicksal nur zu sehr verschuldet hat, Sie „konnten einen Jüngling verschmähn, der Ihre Liebe verdiente! Doch es sey ferne von mir „Ihnen Vorwürfe zu machen. So unbegreiflich „Ihr Betragen mir bleibt, so ist doch Eigensinn der letzte Grund, den ich vermuthen „möchte. Meine Achtung für Sie ist unerschütterlich, wie meine Bruderliebe. Ich bin besorgt „um Ihre Zukunft. Der gute Inspector ist alt,

„Sie

„Sie könnten in kurzem Ihren Pflegevater, und, „wenn ich abwesend bin, mit ihm Ihre einzige „Stütze verlieren. Darum erlauben Sie mir „wenigstens in dieser Abschiedsstunde, daß ich „mit Ihnen theile, was ich habe.“

Mit niedergeschlagenen Blicken ergriff er ihre Hand, und wollte ihr einen Beutel mit Gold hinein drücken. Tief bewegt schob sie ihn hastig zurück. „Um Gottes Willen! rief sie, nicht die„se Beschämung! Ach! es drückt mich ohnehin „so schwer, durch meine Verschlossenheit in Ih„ren Augen undankbar scheinen zu müssen, und „nicht einmal Rechtfertigung nach meinem Tode „hoffen zu dürfen, denn mein Geheimniß geht „mit mir zu Grabe. Doch wie könnte ich in dieser „Lage noch Geschenke von meinem Wohlthäter em„pfangen? — Nein, Gott wird für mich sorgen, „denn ich werde meinen harten Pflichten treu blei„ben so lange ich athme, nnd darum traue ich „auf die Verheissung meines sterbenden Großva„ters. Reisen Sie glücklich, edler Mann, und „gedenken Sie meiner nicht mit Unwillen. Bit-

„ten

„ten Sie auch Florio, daß er es nicht thue — Ach!
„ich liebe ihn ja so herzlich! — Leben Sie
„wohl!“ — Mit Thränen entwich sie aus dem
Gemach, und es blieb Theodor'n nichts anders
übrig, als sein Geschenk zu Robert zu tragen, und
ihn zu bitten, es für Emma zu verwahren. Aber
auch der biedere Greis nahm es nicht an.

„Was denken Sie von mir?“ sagte er mit
edlem Unwillen, „das Mädchen ist meine zweyte
„Tochter, ich liebe sie, wie mein eignes Kind.
„Reich bin ich zwar nicht, aber so viel kann ich
„ihr doch hinterlassen, daß sie, wenn auch nicht
„ohne fremde Hülfe, doch ohne fremde Gnade
„leben kann. So bald der Tod noch einmal leise
„bey mir anklopft, werde ich ein Testament ma-
„chen, das meine gute Emma vor Mangel sichern
„soll.“ — Wider Willen mußte Theodor seine
brüderliche Gabe wieder zu sich stecken; der alte
Robert segnete ihn gerührt, und mit schwerem
Herzen kam er nach Hause, um seinem Freunde
anzukündigen, daß er zur Abreise fertig sey.

Nun endlich! rief Florio, und packte eilig zusammen; ein Paar Kleider, Wäsche und eine Guitarre, machten sein ganzes Gepäck aus. Für Theodor, der wie ein Träumer herum gieng, und auf die Frage: was er mitnehmen wolle? nur verkehrte Antworten gab, sorgte Florio besser als für sich selbst, legte dessen chirurgisches Besteck in den Koffer, und vergaß nicht einmal ein Glas mit frischer Kuhpocken = Materie, die sein Freund erst Tages zuvor gesammelt hatte. „Sieh, „man kann nicht wissen," sagte er sehr geschäftig, „in Constantinopel hat man von Doctor Jenners „Erfindung wahrscheinlich noch nichts erfahren; „es könnte leicht eine Pocken = Epidemie im „Serail des Großsultans ausbrechen, da wärst „du schnell bey der Hand, und könntest dir wohl „den Orden vom halben Monde verdienen, Gold „und Silber und Mocca = Kaffee nebenher. Dann „verschaffest du mir Erlaubniß, mit meiner Gui„tarre die ewige Langeweile der Sultaninnen zu „verscheuchen; zwar sind das auch nur Weiber, „aber der Neuheit wegen möchte ich es doch mit „ihnen versuchen."

Theo-

Theodor hörte nicht auf seine Possen, die er ohnehin sich selber mit Gewalt abkitzelte, denn im Grunde war ihm nicht besser zu Muthe, als seinem Freunde, und er wollte nur sich selbst verbergen, daß es ihm so schwer werde, den Ort zu verlassen, wo die grausame Geliebte hauste.

2. Die Türken.

Glücklicher als Chenevix, ohne Sturm auf dem schwarzen Meere, ohne räuberische Anfälle in Servien, kamen beyde Freunde nach Constantinopel. Auch gesunder als Chenevix, das schleichende Herzens-Fieber abgerechnet, erblickten sie die verguldeten Kuppeln der Minarets, mit dunkeln Cypressen mahlerisch wechselnd. „O wie „schön! wie freundlich!“ rief Florio aus, indem sein Auge über den belebten Kanal nach der asiatischen Küste schweifte, „hier laß uns Hütten „bauen.“ — Aber bald wurde sein Entzücken still, als sie das Innere dieser ungeheuern Stadt betraten, und durch schmutzige, übelriechende Strassen,

sen, zwischen elenden Hütten sich durchwanden; ja, es verwandelte sich in lauten Unmuth, da der Zufall sie über den Sclavenmarkt führte, wo ganze Reihen von Jammergestalten, durch habgierige Juden zum Verkauf geschleppt, von fühllosen Käufern besehen, betastet, und gleich erhandeltem Vieh hinter sich her getrieben wurden. Ein Glück für Florio, daß die Türken kein Deutsch verstanden, denn seine kräftigen Flüche hätten ihm sicher die Ehre des Märtyrerthums für die Menschheit zugezogen.

Die Reisenden meldeten sich bey dem Gesandten ihres Hofes, und hatten das überraschende Vergnügen, schon im Vorzimmer desselben eine alte Bekanntschaft zu erneuern. Denn als sie bereits länger als eine Stunde der Hoffnung entgegen gähnten, bey Sr. Excellenz vorgelassen zu werden, siehe, da hüpfte ein junger Herr durch das Zimmer, den sie augenblicklich für den edlen Kammerassessor von Stolzenbeck erkannten. Er stutzte, als er sie gewahr wurde, und es schien sogar, als ob ein Blutstropfen

der

der Schaam, der lange in irgend einer Ader einsam stockte, sich bey dieser Gelegenheit auf seine Wange verirren wollte; aber ein spöttisches Lächeln, das dem jungen Helden immer zu Gebote stand, jagte das verirrte Tröpflein schnell wieder zurück, und mit vornehmen Blicken die Fremden messend, gieng der Gesandschafts-Cavalier unangemeldet zu Sr. Excellenz.

„Freund,“ flüsterte Theodor, „was sagst „du zu dieser Erscheinung?“

„Ich sage, daß uns Gott mit diesem Schur„ken straft, den wir überall in unserm Wege „finden. Gieb acht, er wird uns bey dem Ge„sandten einen kühlen Empfang bereiten.“

Florio irrte nicht. Stolzenbecks Vater, von den Ausschweifungen seines Sohnes unterrichtet, hatte für dienlich erachtet, ihn nach Constantinopel auf einen sogenannten Ehrenposten, eigentlich aber unter die Aufsicht des dortigen Ministers zu senden, dem er ihn jedoch zugleich, als den einzigen edlen Sprößling der Familie, mit so zärtlicher Vaterliebe empfohlen hatte, daß

der schlaue Gesandte wohl begriff, er müsse dem Sohne schmeicheln, wenn er des Vaters Freundschaft sich erhalten wolle. Darum durfte Stolzenbeck nach wie vor sein Wesen treiben, und schon längst gab es keine leichtfertige Jüdin mehr in Stambul, mit der er nicht in vertrauter Bekanntschaft gestanden hätte. Bey dem Gesandten schien er etwas zu gelten, denn diese Herren müssen sich, während ihrer ganzen Laufbahn, daran gewöhnen, nur das, was irgend Einfluß hat, zu schätzen, zu suchen, zu bezahlen, und weder Verdienst noch Moralität dabey in Betrachtung zu ziehen. Sehr merklich war daher die Kälte, mit welcher die Fremden aufgenommen wurden; der Herr Minister untersuchte ihre Pässe sehr scharf, und da er nichts dagegen einwenden konnte, so fragte er wenigstens mit spöttischem Scherz: ob sie auf Abentheuer ausgezogen wären?

„Warum nicht?" erwiederte Florio mit funkelnden Augen, „immer besser, als wenn man wegen lüderlicher Streiche uns hieher verbannt hätte."

„te." Bey diesen Worten richtete er seine Blicke starr auf den Gesandtschafts-Kavalier, der, sich brüstend, der Audienz beywohnte, und durch den unvermutheten Ausfall seines schon bekannten Gegners ein wenig in Verwirrung gerieth. Der Minister stellte sich, als habe er nichts bemerkt, und entließ die Reisenden mit der Warnung, sich während ihres Aufenthaltes wohl vorzusehen, da man leicht in schlimme Händel mit den Türken gerathen könne, und auf seine Verwendung in solchen Fällen wenig zu rechnen sey. Die beyden Freunde empfahlen sich mit dem Vorsatz, Sr. Excellenz wo möglich nicht wieder beschwerlich zu fallen.

Aber auch ohne diese abschreckende Aufnahme, mußten sie bald gestehn, daß Constantinopel nicht der Ort sey, wo ein ehrlicher, verliebter Deutscher sein Vaterland, oder gar sein Mädchen vergessen könne. Freylich war die Aussicht auf den See von Marmora vortrefflich; das Gewühl im Hafen ein unterhaltendes Schauspiel; eine Säule mit Hieroglyphen bedeckt, merkwürdig für

den Alterthumsforscher; aber wenn die Neubegier nach wiederholtem Anschauen befriedigt war, so stellte sich die Leere wieder ein, und machte nur der Sehnsucht nach der Heymath Platz.

„Nein," sagte Florio, „diese Türken mögen „ganz gute Menschen seyn, (wenigstens sind sie „wohlthätig, denn sie vermachen ihr Geld sogar „an arme Hunde und Katzen) aber wer kann sich „daran gewöhnen, mit Leuten umzugehn, die von „Allem, was wir thun, gerade das Gegentheil „verrichten? Wir entblößen unser Haupt, indem „wir grüßen, sie würden das für schimpflich hal„ten; wir nehmen den Hut ab, wenn wir in „ein fremdes Zimmer treten, sie ziehen die Pan„toffeln aus; wir tragen kurze enge Kleider, „sie lange weite; unser Kopfputz ist schwarz, „der ihrige weis oder grün; wir umwickeln „den Hals, sie tragen ihn blos; wir scharren „mit dem Fuße bey einer Reverenz, sie bewe„gen Kopf und Hand; wir tragen lange Degen „an der Hüfte, sie einen kurzen Dolch an der „Brust; statt unserer Ordensbänder, haben sie

„Pferdeschweife; wir schenken Ringe und Dosen,
„sie Pelze und Kafftane; kurz, sie scheinen es
„sich zum Gesetz gemacht zu haben, Alles anders
„zu thun als wir. Der Henker mag mit den Leu=
„ten zu rechte kommen, zumal, da ihre Music ab=
„scheulich ist."

Ein kleiner Zufall vermehrte Florio's Wider=willen gegen den längern Aufenthalt in Constan=tinopel. Er wollte eine Spazierfahrt auf dem Wasser machen, und hatte sich dazu ein artiges Boot, Kaike genannt, mit sechs Ruderknechten gemiethet. Als er eben im Begriff war, vom Ufer abzustoßen, näherte sich ein brutaler Poli=zeybeamter, fragte ihn, wer er sey? und auf die Antwort: ein reisender Franke, erwieder=te er ihm sehr ungestüm, daß er nicht das Recht habe mit sechs Rudern zu fahren, sondern höch=stens nur von einem sich dürfe fort bewegen lassen. „Meinetwegen mag nur Einer rudern," sagte Florio, „wenn ich nur von der Stelle kom=me." — Der Tag war schön, die Sonne schien heiß, kein Lüftchen bewegte die Wellen. Florio

hat=

hatte einen Sonnenschirm mitgenommen, um sich während der Ueberfahrt gegen die senkrechten Strahlen zu schützen; kaum hatte er ihn aber über seinem Haupte ausgespannt, als ein Boot ihm pfeilschnell nacheilte, und ein Verschnittener ihn drohend befragte: warum er Seiner Hoheit, dem Großsultan, die gebührende Ehrfurcht verweigre?

„Bewahre der Himmel!" antwortete Florio, „ich habe allen Respect vor Seiner sultanischen „Majestät." —

„Nun, du elender Franke!" fuhr Jener ihn an, „wie kannst du dich unterstehn in der Nähe des „Serails einen Sonnenschirm über dein Haupt zu „halten?" —

„Ey zum Henker! hab ich denn gewußt, daß „man den türkischen Kayser ehrt, indem man „sein Gehirn von der Sonne schmoren läßt?"

Schwerlich würde seine Unwissenheit ihn von einem Besuch in den sieben Thürmen befreyt haben, hätte er nicht zu rechter Zeit einige Zechinen für sich reden lassen, bey deren Anblick der Schreyer verstummte, und ihn ruhig seines Weges fahren

ließ.

ließ. „Aber,“ brummte er vor sich hin, „meynt „denn der Großsultan, mein Kopf sey noch nicht „verrückt genug? mich soll der Teufel holen, wenn „ich in dieser Pestgrube länger verweile!“

Was seinen Unmuth vergrößerte, und ihn würklich bekümmerte, war die fehlgeschlagene Rechnung, daß Theodor und er in Constantinopel nicht blos ihr Brod verdienen, sondern auch wohl Schätze sammeln würden. Kranke, dachte er, und Leute, die gern Music hören, giebt es ja überall, doch ohne Ruhm zu melden, nicht überall Aerzte und Tonkünstler, wie mein Freund und ich. Von dem Vertrauen auf sein eignes Talent war er freylich zurückgekommen, so bald er die demüthigende Erfahrung gemacht hatte, daß die Türken ihre abscheuliche sogenannte Janitscharen-Music mit Bewunderung hörten, hingegen bey seiner Guitarre mitleidig die Achseln zuckten. Nun gut, sagte er, der Geschmack ist verschieden, diese Menschen sind Barbaren; aber Barbaren müssen doch auch krank werden, wie andere vernünftige Leute. Die Blattern richten jährlich grimmige

mige Verwüstungen unter ihnen an. Wofür habe ich denn die Kuhpockenmaterie so sorgfältig eingepackt? eine Wohlthat wollte ich dem unmusikalischen Volke erzeigen, aber das wanket nicht von seinem blinden Glauben an Prädestination, und opfert lieber alle seine Kinder, ehe es die Sünde begeht, vernünftig zu werden.

Einmal nur machte er sich Hoffnung, daß ein Strahl der Aufklärung dennoch zwischen den Dardanellen durchgeschlüpft sey, als ein Pascha, der zufällig die Ankunft des fremden Arztes vernommen hatte, Theodor'n zu sich rufen ließ. Florio begleitete seinen Freund. Sie fanden einen wackern, gebildeten Mann, der vormals einen Gesandtschafts-Posten an einem auswärtigen Hofe bekleidet, und dort die Vorurtheile seiner Nation abgeschüttelt hatte. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit ersuchte er den Arzt, seinen Kindern die Schutzpocken einzuimpfen, bat ihn aber flehentlich, ihn nicht zu verrathen, weil eine solche Widerspenstigkeit gegen das Schicksal ihn zum Gegen-

genstand des Hasses unter seinem Volke machen würde.

„Aber du bist ja ein vornehmer Mann?" erinnerte Florio, „bey uns thut der Pöbel alles, was „die vornehmen Leute thun, ist es bey euch denn „anders?"

„Das wohl nicht," erwiederte der Pascha," „wäre nur mein Einfluß noch der vormalige. Aber „seitdem ich das Unglück habe, ein Schwiegersohn „des Kaysers zu seyn —"

„Das Unglück?" —

„Allerdings."

„Bey uns würde eine solche Verbindung zu „den höchsten Ehrenstaffeln führen."

„Ach! mich hat sie ins Elend geführt. Als es „dem Großherrn beliebte, mich mit seiner zweyjährigen „Tochter zu verloben." —

„Zweyjährig! was macht man mit dem „Kinde?"

„Nichts, man bekommt es nicht einmal zu „sehn, muß ihm aber unaufhörlich kostbare Ge„schenke senden, die in des künftigen Schwieger„vaters

„vaters Beutel fließen. So ist in wenigen Jah=
„ren mein ansehnlicher Reichthum geschmolzen.
„Ach! wie gern hätte ich Alles geopfert! aber daß
„ich auch eine geliebte Frau verstoßen mußte —"

„Verstoßen? —"

„Ja, der Eydam des Kaysers darf weder eine
„andere Gattin, noch ein Kebsweib unterhalten."

„Auch wenn die Braut in Windeln
„liegt?"

„Gleich viel." —

„Recht und Sitte erlaubten mir, mehrere
„Weiber zu heyrathen, aber die Liebe fesselte mich
„nur an Eines, an Fatimen; sie hatte mir Kin=
„der gebohren, die unser Band noch fester knüpf=
„ten. Wir waren glücklich, als des Sultans un=
„verlangte Gnade plötzlich unser Glück zertrüm=
„merte. Großmüthig wollte Fatime sich opfern,
„auf einer fernen Insel unser Schicksal beweinen.
„Mein Herz konnte sich nicht entschließen, darein
„zu willigen. Ich bereitete ihr in meiner Nähe
„einen verborgenen Aufenthalt, wo ich sie insge=
„heim besuchte, auch zuweilen im Schutz der Nacht

„die Kinder in der Mutter Arme führte. Lauern-„de Verräther trugen es dem Sultan zu; ich wur-„de abgesetzt, und muß als Gnade betrachten, „daß mir der seidene Strick noch nicht zu Theil „geworden."

„Eine schöne Gnade," murrte Florio, „und was wird denn nun am Ende aus „der Braut?"

„Ich bin ein alter Mann," fuhr der Pascha fort, „sterbe ich, ehe sie mannbar wird, so erbt „sie Alles, was ich besaß. Erlebe ich es aber, daß „sie heranwächst, und schenkt der Sultan mir sei-„ne Gnade wieder — nun so wird sie meine Frau, „und ich vermuthlich Gouverneur irgend einer „fernen Provinz."

„Dann sperrst du sie hoffentlich „ein?"

„Wollte ich auch, so stünde das nicht in mei-„ner Gewalt; denn ich allein muß Constantinopel „verlassen, sie, die Prinzessin, bleibt und lebt „nach ihrem Gefallen."

„Ei-

„Eine vortreffliche Einrichtung;
„und wenn du Kinder mit ihr zeugst,
„was wird aus denen?"

„Ach! die nimmt mir der Sultan, unter dem
„Vorwand ihrer erhabenen Geburt, und sie ster=
„ben Alle eines frühen — unbekannten Todes."

„Ey so würde ich sagen: großen Dank
„für die Ehre!"

„Die kleinste Weigerung wäre ein todeswür=
„diges Verbrechen."

Florio knirschte mit den Zähnen. Das Unglück
des Greises rührte ihn tief.

„Zum Henker! rief er, wenn bey uns ein
„Fürst seine Maitresse verkuppelt, (welches gar
„oft geschieht,) so überhäuft er wenigstens den
„Elenden, der ihm seine Ehre verkauft, mit
„ehrlosen Gnadenbezeugungen, ja es giebt deren
„sehr berühmte, welche allerley Familien = Schand=
„flecken unter Fürstenhüte zu begraben wissen;
„aber daß ein Kayser seinen Eydam beraubt, und
„ihn noch obendrein zum Sclaven macht, das ist
„unerhört! — Ich bitte dich um Gotteswillen,
„Theo=

„Theodor, eile, daß wir fortkommen. Es könnte „dem Sultan einfallen, mich zum Pascha zu „ernennen, und mir ein Winkelkind ins Ehe„bett zu legen, o dann griffe ich lieber nach der „seidenen Schnur."

Theodor war bereit aufzubrechen, und gieng, sich bey dem Gesandten zu beurlauben, in dessen Wohnung er alles in größter Bestürzung fand. Herr von Stolzenbeck hatte, mit Hülfe einer alten Jüdin, die allerley Waaren vertrödelte, einen Liebeshandel mit einer Türkin angesponnen, und sich endlich gar, während der Stunde des Gebets, in Weiberkleidern zu ihr führen lassen. Dort wurde er von dem Vater des Mädchens ertappt, der ihm ganz trocken erklärte, daß er sich kurz und gut entschließen müsse, entweder ein Türk zu werden und das Mädchen zu heyrathen, oder sich stranguliren zu lassen. Ohne Bedenken wählte der zagende Sünder das Erstere, und wurde sogleich einem Iman übergeben, um ihn zur Beschneidung vorzubereiten. Der Gesandte war ausser sich, als er es erfuhr; er wollte

te Schritte bey der hohen Pforte wagen, den Sohn seines Gönners zu befreyen, allein man gab ihm zu verstehen, er werde besser thun, zu schweigen, denn wenn die Sache ruchtbar, und nicht auf vorgeschriebene Weise wieder gut gemacht werde, so könne man ihm für einen Besuch des wüthenden Pöbels nicht Bürge seyn.

Florio konnte nicht aufhören zu lachen, wenn er an den beschnittenen Stolzenbeck dachte. „Wir sind gerochen!" rief er aus: „jetzt soll „unser Besuch bey den Türken mich nie ge„reuen."

„So ist der Mensch," sagte der mildere Theodor, ihm seine Schadenfreude verweisend: „lieber mag man Einmal das Laster bestraft, als „Zehnmal die Tugend belohnt sehn. — "

„Und da hat man Recht," fiel ihm Florio in's Wort, „denn es giebt keine unbelohnte Tugend, „weil keine Macht auf Erden ihr das Bewußtseyn „rauben kann; aber es giebt unbestraftes Laster, „und jeden ehrlichen Kerl muß es in der Seele „freuen, wenn er einen Schurken in der Klemme „sieht.

„sieht. Fürwahr, ich gäbe einen Fußzeh drum, „(denn die Finger kann ich nicht entbehren) „wenn ich bey dem Actus der Beschneidung ge„genwärtig seyn dürfte.“

Die Erfüllung dieses Wunsches blieb freylich unerreichbar. Gern hätte Florio zum mindesten dem neuen Türken Glück gewünscht, aber es verlohnte nicht die Mühe, so lange in Constantinopel zu verweilen, bis Mustapha Stolzenbeck wieder öffentlich erscheinen konnte. Die Freunde reisten ab nach Smyrna, und hatten eine langweilige Fahrt, auf welcher Florio, so oft die Geduld ihn zu verlassen drohte, lachend ausrief: Stolzenbeck ist beschnitten.

3. Der taube Consul.

Warum sie eigentlich nach Smyrna reisten? — weil sie dort am sichersten ein Schiff zu finden hofften, das sie nach Marseille bringen werde. Von dort über Nizza durch die engen Pässe in Italien einzudringen, war Florio's Lieblingsge-

„dan=

danke; denn er stand auch noch in dem Wahn, daß nur in Italien gute Music gefunden werde, obgleich das schmutzige Land auch diesen Ruhm, so wie den längst überlebten Ruhm der Waffen, bald wird aufgeben müssen. Dort, bildete er sich ein, viel Geld verdienen zu können. Sein Reiseseckel, von Anbeginn weit minder strotzend, als der seines sparsamern Freundes, war schon beträchtlich zusammengeschrumpft, und der Gedanke ihm unerträglich, auf Theodors Kosten zu zehren.

„Aber wie," fragte dieser, „wenn das Blatt „sich wendete, du in Italien reiche Quellen fändest, „und ich —"

„O dafür sorge nicht, unterbrach ihn Florio, „für Krankheiten steh' ich dir, ich kenne meine „Italiener; die würden sichs zur Schande rech„nen, wenn sie nicht jährlich wenigstens ein paar„mal aus den Armen der Venus zu den Altären „des Aeskulap hinkriechen müßten. Ueberdem bist „du ein fremder Arzt, und obendrein ein tedesco, „folglich kann es dir nicht fehlen.

Sie

Sie landeten glücklich in dem berühmten Smyrna, das, an manchem Vorzug reich, ihnen mehrere Tage hindurch zerstreuenden Genuß gewährte. Ihre reizende Wohnung in der Straße der Franken, die sich an der See hinabzieht, gränzte an Gärten, welche durch den Fluß Meles gewässert wurden. An diesem Flusse soll Homer geboren seyn; darum lagerte sich Florio so gern an dessen Ufer, und las mit Entzücken die tausendjährigen Lieder des unsterblichen Sängers; oder er wandelte nicht fern zwischen den Marmortrümmern, die einst am Janus-Tempel prangten; oder er bestieg den anmuthigen Bergrücken, den vormals ein herrliches Theater schmückte, dessen Steine von den Barbaren nun schon längst in Kaufgewölbe vermauert sind. Wollte er seinen Aerger darüber vergessen, so eilte er nach dem lebendigen Hafen, und mischte sich in das Gewühl der Juden, Christen, Türken, Griechen, Armenier, und wie die Nationen Alle heissen, welche die Gewinnsucht von allen Seiten hier zusammenweht. Da gab es Waaren aller Art hoch aufge-

schichtet. Da gesellten sich die persische Seide und das angorische Ziegenhaar zu den Gewürzen der Molucken und dem Campesche=Holz des mexicanischen Meerbusens; das Opium der Türken zu den Tüchern aus Languedoc, die levantische Wolle zu dem Zinn der Engländer. Stundenlang konnte Florio hier gaffend sich herumtreiben, und müde kehrte er Abends mit dem Wunsch nach Hause: „möchte doch ein guter Dichter mir eine Oper „schreiben, der Markt zu Smyrna betit„telt, das sollte Chöre geben!“

Indessen währte dies Vergnügen nur so lange, bis auch hier ein kleiner Zufall ihm den reizenden Aufenthalt verleidete. Eines Tages nemlich hatte er den Gipfel des Berges erklettert, auf dem ein elendes Schloß, welches die Türken eine Festung zu nennen belieben, die Stadt beschützt. Vor dem Thore dieser Festung wandelte ihn die Lüst an, sich einen Spazierstock von einem alten Baume zu schneiden, als ihn plötzlich von hinten ein derber Knüttel, von einer nervigten Faust ge=

geführt, zwischen die Schultern traf. Er sah sich um, und erblickte einen vierschrötigen Griechen, der von der Urbanität seiner Vorfahren nichts geerbt zu haben schien, und seine unhöfliche Begrüssung so eben wiederholen wollte. Florio fiel ihm in den Arm, und rang mit ihm. Doch Jener war ihm an Stärke weit überlegen, warf den Tonkünstler zu Boden, und würde ihn vielleicht zu Tode geprügelt haben, wenn nicht sein zurückgebliebener Dollmetscher noch zu rechter Zeit herzu gesprungen wäre, und ihn aus den Fäusten des wüthenden Menschen gerettet hätte. So bald Florio wieder zu Athem kommen konnte, trat er vor seinen Gegner hin, stemmte die Arme in die Seite und sprach mit komischem Zorn: „Nun erkläre mir wenigstens, du Satan! „warum hast du mich geprügelt?"

Der Dollmetscher übersetzte dem Griechen die Frage, und alsobald zeigte dieser auf den Baum: „der gottlose Franke," rief er, „hat eine Ruthe „von diesem Baume geschnitten. —"

„Nun

„Nun zum Teufel!" polterte Florio, „der „Baum ist halb verdorrt, die Ruthe ist keinen „Asper werth."

„Um Vergebung," erwiederte der Dollmetscher, „da haben Sie allerdings, wiewohl un„wissend, ein großes Verbrechen begangen, denn „dieser ehrwürdige Baum ist aus dem Stabe des „heiligen Polycarpus entsprossen."

„So?" — sagte Florio besänftigt, indem er ein Lachen verbiß, „das habe ich freylich nicht „gewußt, und habe auch nicht die Ehre den hei„ligen Polycarpus zu kennen; aber wenn dem „so ist, mein Freund, so hast du ganz recht ge„habt mich zu prügeln, uud ich bitte dich, diesen „Piaster von mir anzunehmen, um dem lieben „Heiligen eine dicke Wachskerze dafür zu kaufen."

Dieß Argument machte den Griechen so geschmeidig, daß er sich erbot, ein ganzes Bündel Ruthen von dem Baume zu schneiden, wenn der fremde Herr sie etwa als Reliquien mitnehmen wolle. Florio dankte, gieng seiner Wege, und war herzlich froh, als er bey seiner Nachhause-

kunft vernahm, daß in wenig Tagen ein Schiff nach Marseille absegeln werde. Doch die Rechnung war abermals ohne den Wirth gemacht, und der Wirth, der hinieden den großen Gasthof zur Weltkugel hält, ist bekanntlich der Zufall.

Am Abend vor der bestimmten Abreise waren Theodor und Florio zu dem Consul ihres Hofes eingeladen worden; ein guter ehrlicher Mann, der zwar das Unglück hatte, stocktaub zu seyn, sich aber der Fremden um so treuer annahm, da er aus ihrer Vaterstadt gebürtig war. Erst seit wenigen Wochen war er von einer Reise in sein Vaterland zurückgekehrt, und hatte nebenher auch einen alten Oheim in Grafenrode besucht. Das entfiel ihm zufällig bey der Tafel, ohne zu ahnden, welch ein hohes Interesse das Städtlein Grafenrode für einen seiner Gäste hatte. Theodor erblaßte, als er es nennen hörte, und hätte vor sein Leben gern nach Ottilien gefragt, aber der geliebte Name wollte nicht über die Lippe. Florio errieth seines Freundes Wunsch, und schrie dem Tauben in die Ohren: „haben Sie un-

„sere schöne Landsmännin, die Mammsell Klumm „dort nicht gesehn?“

„O ja,“ versetzte der Consul, „ich war noch am „Tage vor meiner Abreise auf ihrer Hochzeit.“

„Hol Sie der Teufel!“ fuhr Florio hastig heraus. Zum Glücke verstand der ehrliche Consul ihn nicht, wurde auch nicht gewahr, daß Theodor todtenbleich den kalten Schweiß sich von der Stirn trocknete. Unbefangen fuhr er zu erzählen fort:

„Es war eine sonderbare Hochzeit. Die schö„ne Braut schien sehr niedergeschlagen, und bey „der Trauung fiel sie gar in Ohnmacht. Das „Hochzeitmahl wird eben nicht sehr frölich gewe„sen seyn. Ich war froh, daß meine Reiseanstal„ten mir einen Vorwand liehen, gleich nach der „Trauung mich zu entfernen. Ich denke so, die „Ohnmacht war nur eine kleine Ziererey. Es „hieß, die Braut habe einen Geliebten gehabt, „dem sie den Korb gegeben, und es hintennach „bereut. Jetzt wird sie ihn wohl schon vergessen „haben, denn ihr Mann wollte, gleich nach der „Vermählung, eine Reise mit ihr nach Italien

„machen. Apropos, Sie reisen ja auch dorthin, „vielleicht begegnen Sie ihr irgendwo."

Den armen Theodor erstickte fast die Angst, und kaum vermochte er, bis zu aufgehobener Tafel auf seinem Sessel sich zu erhalten. Florio veränderte so schnell das Gespräch, daß er darüber vergaß, nach dem Namen von Ottiliens Gemahl zu fragen. Kaum wurden die Stühle gerückt, als beyde auch schon nach ihren Hüten griffen, und sich hastig empfahlen. So bald sie im Freyen waren, sank Theodor an seines Freundes Brust, und weinte bitterlich. „Laß die Ungetreue fahren," brummte Florio, „sie war deiner Liebe nicht werth. „Und wo lebt ein Weib auf Erden, das eines „braven Mannes ganze Liebe verdiente? Nur zu „unserer Quaal sind sie gebohren, und in der Türkey fangen sie gar schon mit dem zweyten Jahre an, das Elend der Männer zu gründen. Fort „nach Welschland! dort wollen wir uns auf das „Grabmahl der Metella lagern, und ihrer Asche „fluchen, weil sie auch ein Weib war!"

„Um Gotteswillen! jetzt nicht nach Italien!“ stammelte Theodor. „Du hast gehört, daß wir sie „dort finden würden. Ihr Anblick, an der Sei„te eines fremden Mannes, würde mich zur Ver„zweiflung bringen!“

„Nun in Gottes Namen, wohin du willst,“ erwiederte Florio, „ich verlasse dich nicht.“

Nach langem Ueberlegen wurden sie eins, nach Persien zu ziehen. Warum? das wusten sie selbst nicht recht. Dem unglücklichen Liebenden war jedes Land gleichgültig, wenn es nur weit, weit von seinem verhaßten Vaterlande lag. Florio meynte, in Persien sey das Gebürge Ararat zu finden, auf welchem Noah den ersten Wein gepflanzt. Die Trauben von Schiras habe er rühmen hören, die möchten wohl in grader Linie von jenen noabitischen Reben abstammen, er wolle sie kosten, und wenn sie gut wären, sich täglich einen Rausch trinken, um die eigensinnige Emma ganz zu vergessen.

Dieser veränderte Reiseplan verursachte einen Aufschub von einigen Tagen, den Florio benutzte,

um,

um, ohne seines Freundes Wissen, noch einen Besuch bey dem tauben Consul abzustatten, und ihm den Namen von Ottiliens Gatten abzufragen. Den erfuhr er nun zwar nicht, denn der Consul hatte ihn vergessen, und wuste sich weiter nichts zu erinnern, als daß er ein Fremder und ein reicher Mann gewesen. Hingegen erfuhr er etwas anders, das er lieber nicht gewußt hätte. Von Ottilien nemlich fiel das Gespräch ganz natürlich auf ihren Vater. „Man schreibt mir," sagte der Consul, „daß der alte Sünder wieder in Freyheit „gesetzt worden, und ein hübsches junges Mädchen, welches ihn schon im Kerker bedieute, als „Maitresse bey sich hat."

„Hol Sie der Teufel! Unglücks-Rabe!" rief der erschütterte Florio.

„Ich danke Ihnen," versetzte der Consul, „reisen Sie glücklich."

Florio taumelte nach Hause. „Freue dich, Brüderchen, ich bringe dir ein Solamen miserum. „Der Satan bläut auch mich mit Fäusten. Ich weiß „nun, warum die unschuldige Emma mich ver-

„schmäh-

„schmähte, sie war bereits vom alten Klumm ver-
„führt.“

„Das ist nicht wahr!“ sagte Theodor.

Florio lachte bitter und erzählte, aber Jener blieb bey seinem es ist nicht wahr!

„Ey zum Henker! warum könnte es nicht wahr
„seyn? — wenn die Gemahlin des armen Uzim
„Dschantey, der bekanntlich ein schöner Prinz
„war, mit einem häßlichen Neger buhlen konnte,
„warum nicht Emma mit dem alten Klumm? —
„Ich muß noch Gott danken, daß es nicht in ih-
„rer Macht steht, mir Beine von Marmor anzu-
„drechseln; aber mein Herz, das hat sie in Mar-
„mor verwandelt, und damit bin ich wohl zufrie-
„den. Fort! fort nach Persien!“

4. Die Glückssonne.

Dießmal geleitete ein wohlwollender Genius die beyden Abentheurer, und wenn es gleich vergebens war, Blumen auf ihren Pfad zu streuen, weil derjenige, dem die Dornen in den Fersen

stecken,

stecken, überall auf Dornen tritt; so schüttelte er hingegen Goldstücke auf ihre Häupter herab, die Theodor redlich mit seinem Freunde theilte, obschon er sie allein verdiente. In Mingrelien war es, wo zuerst der fremde Arzt, von einer Fürstin, die Vapeurs hatte, zu Rathe gezogen wurde. Er half, und schnell verbreitete sich sein Ruf durch ganz Persien. Die Großen schickten Boten über Boten; er wurde vom Euphrat zum Tigris, vom Araxius zum Indus berufen, und da er überall neue Lebensquellen öffnete, so sprudelten auch für ihn überall nur Goldquellen hervor. „Ach! wo„zu nutzt mir das?" rief er oft schwermüthig, wenn er mit vollen Taschen nach Hause kam: „wä„re Ottilie mir treu geblieben, und hätte ich mit „der Hoffnung sammeln dürfen, ihren Vater mit „dem durch mich Erworbenen zu lösen; ja dann „würden diese Goldstangen, diese Perlen und Dia„manten einen Werth für mich haben."

„Sammle du immer drauf los," sagte Florio, „die Sächelchen behalten dennoch ihren Werth, „wenn auch keine Ottilie dadurch erkauft wird.

„Un=

„Unabhängigkeit ist mehr werth, als ein „Weib, und ich begreife nicht, wie man die„sen höchsten Schatz des Menschen zu einem ge„nus foemininum hat stempeln können. Unab„hängigkeit soll in Zukunft mein Liebchen seyn. „Jetzt liege ich freylich dir zu Liebe auf der „faulen Bärenhaut, denn mit der Music „ist leider in Persien eben so wenig zu ver„dienen, als in der Türkey; auch werd' ich ar„mer Musensohn es nie so weit bringen, als du „Aeskulaps Jünger, dessen Kunst einen goldenen „Boden hat; aber ich begehre auch nicht mehr „als nöthig ist, um immer in meiner Tasche ei„nen blanken Thaler, und in meinem Keller ei„ne blinkende Flasche zu haben. Jenen will ich „denn gern mit dem Armen, diese mit dem „Freunde theilen, und so hole der Henker alle „Mädchen!"

Mit solchen Verwünschungen war es dem guten Florio doch nie rechter Ernst, denn der Anblick eines jeden schönen Mädchens würkte auf ihn, wie der Anblick der Karten auf einen Spieler,

ler, der sein Geld verlohren, und es gern wieder gewinnen möchte. Theils dieser natürliche Hang, theils Langeweile, verwickelten ihn auch in Persien in manche kleine Abentheuer, die den Leser vermuthlich besser unterhalten werden, als die Krankengeschichten seines Freundes. „Die „Mingrelier sind gute Leute," sagte er, „Ehe„bruch, Vielweiberey, mitunter ein wenig Blut„schande, darauf kommt es ihnen nicht an. Sie „heyrathen mehrere Schwestern zugleich, und „allenfalls die Tanten obendrein. Endlich einmal „ein vernünftiges Volk, das über den Zweck des „weiblichen Daseyns, Befriedigung unserer Sin„ne, denkt wie sichs gebührt."

Theodor lächelte zweifelmüthig, aber Florio, im Vertrauen auf die National = Sitten der Mingrelier, suchte einen Liebeshandel mit einem hübschen Weibe anzuspinnen, brachte es auch in kurzem so weit, daß sie Wangen und Augenbraunen um seinetwillen greller färbte, und hinter ihrem Schleyer ihm brennende Blicke zuschoß, die ihn aufmunterten, einen Besuch zu wagen.

Aber

Aber — war es Zufall, oder Bosheit der schönen Morgenländerin — gerade in dem Augenblicke, als er zum Erstenmale seinen Arm um ihren weißen Nacken schlang, stürzte vor Wuth schäumend, der Ehemann herein, mit Dolch und Schwerdt bewaffnet, von handfesten Dienern seiner Rache begleitet. An Gegenwehr war nicht zu denken, der ertappte Liebhaber hielt seines Lebens sich verlustig.

„Franke!" schrie der beleidigte Mingrelier ihn an, „du bist mir Genugthuung schuldig, nach unsern Sitten und Rechten."

Florio, herzlich froh, daß es noch zu einer Erklärung kam, ehe man ihm den Kopf spaltete, erbot sich zu jeder landüblichen Genugthuung, wobey er wenigstens an Ketten und Bastonaden dachte. Allein, wie angenehm wurde er überrascht, als der gekränkte Gatte nichts mehr und nichts weniger als ein Schwein forderte, und zugleich den Vorschlag hinzufügte, es auf der Stelle zu braten und in Gesellschaft zu verzehren. Florio fiel ihm gerührt um den Hals. „Heute" rief er, „wer-

„werde ich vollends überzeugt, daß die Mingre=
„lier allein die Weiber nach Würden zu schätzen
„wissen. Ja, mein Freund, du sollst ein Schwein
„haben, und zwar das fetteste, das sich nur im=
„mer auftreiben läßt.“ — Er hielt Wort, der
brave Ehemann war zufrieden, und beyde wur=
den die besten Freunde. Auf den Nothfall kaufte
Florio eine ganze Heerde fette Schweine, und so
lange er in Mingrelien war, thaten sie ihm gute
Dienste.

Auch in Ispahan fand er die Gewohnheit sehr
vernünftig, junge Mädchen auf Monate oder
Jahre zu vermiethen. Der Preiß war mäßig,
und es wurde ein förmlicher Contract darüber
geschlossen, den jedoch der Mann nicht länger
zu halten verbunden war, als ihm beliebte,
wenn er nur, indem er das Mädchen verstieß,
die im Contract festgesetzte Summe ihm auszahl=
te. Er hörte, daß es gewöhnlich sey, eine hüb=
sche Frau auf n e u n z i g J a h r e zu m i e t h e n,
daß es aber nur von ihm abhängen werde, die
Dauer des Contracts zu bestimmen. Er schränk=

te

te diese klüglich auf neunzig Tage ein, und ließ sich, so lange sein Freund in Ispahan Geschäfte hatte, von einer schönen Georgierin Gesellschaft leisten.

Anfangs glaubte er würklich im Strom der sinnlichen Freuden den wahren Lethetrank gefunden zu haben; doch die Unbehaglichkeit, die er bald empfand, die Schaam, die ihn ergriff, wenn Emma's Bild wider seinen Willen vor ihm schwebte, die Achtung vor sich selbst, dies zarteste beruhigendste Gefühl, das ihn zu verlassen drohte, und ohne welches keine Freude einem edlen Manne Genuß gewährt; Alles das erinnerte ihn nur zu oft, daß er auf diesem Wege seine Ruhe nicht wiederfinden werde, und daß es leichter ist, den Glauben an weibliche Tugend wegzuspotten, als seiner zu entbehren. Ausserdem erlebte er noch manche kleine Abentheuer, die ihm, der sich nun einmal an fremde Sitten nicht gewöhnen konnte oder mochte, den Aufenthalt in Persien bald eben so unleidlich machten, als den in Constantinopel. Einst ritt er spazieren

auf

auf einem schönen Rosse, das er gekauft hatte und liebte; da begegnete ihm ein Perser auf einer elenden Mähre, der ihn ohne Umstände mit der Pistole in der Hand nöthigte, den herrlichen Gaul gegen jenes Gerippe zu vertauschen.

„Guter Freund,“ sagte Florio, „du treibst „ein schlechtes Handwerk, und wagst viel, so „nahe bey der Residenz auf offener Landstraße zu „rauben.“

„Franke! wahre deine Zunge!“ versetzte der Perser, „ich bin kein Räuber, sondern heisse „Bagrat Mirza, du darfst nur bey Hofe nach „mir fragen.“

Mit diesen Worten schwang er sich ohne weitere Erklärung auf das wiehernde Roß, und ritt in gestrecktem Gallop davon. Den armen Florio und seinen Verdruß trug die Mähre Schritt vor Schritt nach Ispahan zurück, wo er sich sogleich bey einem Richter meldete, und den Bagrat Mirza auf Straßenraub anklagte.

„Unmöglich!“ sagte der Richter, „Bagrat „Mirza ist ein Günstling unsers Königs.“

„Aber

„Aber, er hat mich mit Gewalt gezwungen, „mein Pferd mit ihm zu tauschen.“

„Dann war vermuthlich das Seinige schlechter „als das Deinige?“

„Allerdings, sein verdammter Ackergaul ist „keinen Schuß Pulver werth, ein ächtes Seiten„stück zu den Postpferden am Memelischen Stran„de. Bemühe dich nur heraus vor die Pforte, „da steht er und hängt die Ohren.“

„Ich brauche mich deshalb gar nicht vor die „Pforte heraus zu bemühen; mir gnügt an dei„nem eigenen Geständniß; denn je schlechter sein „Gaul war, und je besser der Deinige, je gewis„senhafter hat Bagrat Mirza seine Pflicht er„füllt.“

„Eine saubere Pflicht —“

„Franke,“ unterbrach der Richter ihn zornig, „rede dich nicht um den Hals. Du sollst wissen, „daß Bagrat Mirza ein Eilbote unsers Königs „ist, und daß solche Eilboten das Recht haben, je„des Pferd zu nehmen, welches mehr Schnellig„keit verspricht als ihr eigenes. Auf diese Weise „wird

„wird der Dienst des großen Königs befördert,
„und seine Herrlichkeit sey gepriesen! Du aber
„packe dich fort!"

Florio fluchte, gieng und ließ die Mähre dem Richter vor der Thür.

Ein andersmal bekam er Händel, weil er über einen Talisman lachte, der, aus Sprüchen des Korans verfertigt, in einem seidenen Beutelchen am Halse eines vornehmen Persers hieng, und gegen eine Schaar von Uebeln schützen sollte. Fast täglich zog seine spottende Laune ihm Verdruß zu, und fast täglich ermahnte ihn Theodor, zu bedenken, daß ein Perser im deutschen Vaterlande nicht minder Anlaß zum Spott finden werde, und daß es zum Beyspiel auf eins hinauslaufe, ob ein Europäer mit dem von einem Fürsten ihm geschenkten Ringe in allen Versammlungen prahlt, oder ob ein Perser, den Falken, den ihm der König verehrt, acht Tage lang auf allen Straßen herum trägt.

Sogar sein Lieblingsthema, Schmach der Weiber, fand in einem Lande nicht überall

Beschützer, wo man Mieth= Contracte auf neunzig Tage schließen konnte.

„Es ist wahr,“ sagte einst ein frommer Iman zu ihm, „unsere Gesetze begünstigen dergleichen „Unsittlichkeiten, aber ein edler Mann pflegt die„se Erlaubniß nicht zu benutzen. Denn so lautet „ein trefflicher Spruch in einem unserer heiligen „Bücher: Am Tage des Gerichts wird die „Erde, auf welcher ein Eheloser ge„schlummert hat, gegen ihn aufstehn „und sprechen: was habe ich Böses ge„than, daß mich ein solcher Feind der „Natur mit Füßen getreten?“ Florio lachte, aber sein besseres Gefühl strafte den Spötter Lügen, und stand im marternden Widerspruch mit seinen trostleeren Grundsätzen.

Zu all diesem Verdruß gesellte sich endlich noch der Mangel an gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens, der einen solchen ächten Lebemann bald unerträglich wurde. Zwar rühmte er den Wein von Schiras, und that sich gütlich an den herrlichen Fasanen, die sich wild in Persien fin-

den, und, nach Martials Zeugniß, zuerst von den Argonauten nach Griechenland gebracht wurden; desto weniger konnte er sich hingegen mit dem Som vertragen, eine Art von Hirsenbrey, die ihm statt des Brodes aufgedrungen wurde; und vollends die Art in Persien zu reisen, brachte ihn oft zu komischer Verzweiflung. Da mußte er bey Nacht zu Pferde steigen, um Hitze und Ungeziefer zu vermeiden; da mußte er kleine Kästchen an den Sattel hängen, die Lebensmittel enthielten, ja sogar ein Schlauch mit Wasser wurde seinem Pferde unter den Bauch geschnallt. Denn wenn sie des Morgens müde und schläfrig, ein berühmtes Wirthshaus, Caravanserai genannt, erreichten, so war das freylich kein Hôtel de Baviere in Leipzig; vier nackte Wände, ein schmutziger Boden, und ein rauchender Kamin, um sich selbst das Essen zu bereiten, mehr wurde da nicht gefunden.

Darum war Florio herzlich froh, als Theodor eines Abends ihm erklärte, er habe nun des Goldes genug, und sey entschlossen, in sein Vaterland zu-

zurück zu kehren. Dort wolle er künftig mit seiner Kunst nur den Armen dienen, zu seinem Vetter, dem Leineweber, ins Haus ziehen, und dessen Kinder zu Erben einsetzen.

„Recht so!" sagte Florio, „auch ich will nur „noch ein paar Jahre in der Welt herum schwär„men, und mir ein Capitälchen zusammen leyern, „das hinreicht, täglich eine Flasche Wein zu bezah„len. Dann komme ich wieder zu dir, unterrich„te deine Vettern in der Music, und, wenn von „meinen Pfennigen etwas übrig bleibt, so mögen „sie es auch in Gottes Namen erben. Straft der „Himmel uns mit einem hohen Alter, nun, so „liefern wenigstens die verliebten Thorheiten un„serer Jugend uns Stoff genug zum Schwatzen." — Mit solchen Schattenbildern einer faden Zukunft, nahmen die Freunde, in Ermangelung besserer Aussichten vorlieb, und Florio half emsig dem Arzte seine Schätze zusammenpacken. Ungern entließ der persische Monarch den letztern, denn ihn selbst hatte Theodor einigemal von königlichen Vapeurs befreyt. Um ihm daher noch einen rühren-

den Beweiß von seiner Gnade mit auf den Weg zu geben, ernannte er ihn zum Culom Schah, welches so viel bedeutet als Sklave des Königs. Florio wünschte dem Hofrath Glück zu dieser neuen Würde, und versprach, dieselbe, gleich nach ihrer Zurückkunft ins Vaterland, durch die bekannte Klatsch-Zeitung der eleganten Welt verkündigen zu lassen.

5. Die Muhme.

So froh als Florio nur immer seyn mochte, jene Morgenländer zu verlassen, wo es für ein Majestätsverbrechen galt, einen Sonnenschirm über seinem Haupte zu entfalten; wo man durchgeprügelt wurde, wenn man eine Ruthe von einem Baume schnitt; wo man arabische Hengste gegen elende Postgäule vertauschen mußte, und wo die eifersüchtigen Ehemänner durch Schweine beruhigt wurden; eben so froh ist auch der Schreiber dieser wahrhaften Geschichte, daß er seine Helden glücklich wieder auf den Weg zur Heymath gebracht

hat.

hat, und sie vor der Hand ruhig verlassen darf, um die holden Mädchen wieder aufzusuchen, nach deren Gegenwart vermuthlich der Leser, gleich ihm, Verlangen trägt.

Noch ist ja nicht einmal das artige Landstädtchen Grafenrode beschrieben worden, in dessen Mauern Ottilie eine Zuflucht fand. Ja, wäre das Haus ihrer Muhme eben so freundlich gewesen, als das Städtchen, in dem es lag, so hätte sie wenigstens ihrem geheimen Kummer ungestörter nachhängen mögen. Die gute Frau Bartels war zwar eine ehrliche Frau, gehörte aber zu den Leuten (wie es deren leider nicht wenige giebt) die mit ihrem Wohlwollen blos solche Menschen beschenken, welche einzig und allein mit den Augen des Gönners sehen, in seine Seele denken, nach seiner Ansicht handeln. Sie konnte es durchaus nicht leiden, wenn irgend Jemand auf seine eigne Weise und nach seiner Ueberzeugung, glücklich oder unglücklich seyn wollte. Wer sich ihr ganz hingab, sich ganz von ihr abhängig machte, den liebte sie nach ihrer Art recht herzlich, und that

ihm

ihm Gutes so viel sie vermochte. Aber wehe dem Beschützten, wenn er eine andere Meynung oder andere Freunde hatte, dann zog sie ihre Hand sogleich von ihm ab. Jedermann hat erfahren, oder begreift auch leicht ohne Erfahrung, wie lästig ein solcher Character selbst dann ist, wenn man Wohlthaten von ihm empfängt; darum hatten die Menschen sich nach und nach von Frau Bartels zurückgezogen, sie war im Alter allein geblieben, und vertrieb sich die Zeit mit Schmähungen über den Undank der Menschen. Der letzte, der sich ganz von ihr beherrschen ließ, war ihr Mann gewesen, und sie konnte es ihm noch jetzt nicht verzeihen, daß er ohne ihre Erlaubniß gestorben war. Seitdem beschränkte sich ihr Umgang fast allein auf ihre alten Mägde, die ausserordentlich mit ihr zufrieden waren; denn da diese ihr nicht widersprechen durften, auf ihre höhern Einsichten jederzeit vertrauten, so gieng sie übrigens mit ihnen um, wie eine liebende Mutter. Hunde oder Katzen hielt sie nicht, weil diese Beester nie Raison annahmen. Mit Gewalt wollte sie aber weder

der Menschen noch Vieh zu ihrer Meynung zwingen, sondern man mußte einsehn, daß sie Recht hatte, und freywillig folgen. Mit des alten Klumms Mutter war sie ziemlich nahe verwandt gewesen; den Sohn hatte sie nie leiden mögen, denn er war ja auch ein Mensch, der Alles nach seinem eigenen Kopfe that. Doch machte sie würklich mehrere Versuche, Ottilien schon als Kind in ihre Pflege zu bekommen, den letzten noch vor einigen Jahren, als die wackere Gouvernante gestorben war. Aus Liebe konnte sie dies Verlangen nicht äußern, denn sie hatte das Mädchen nie gesehn; die häßliche Langeweile sollte es ihr vertreiben, täglich einsehn lernen, daß ihre gute Pflegemutter immer Recht, und Alles schon voraus gewußt habe; auf welchen Fall sie auch Ottilien ihr Vermögen hinterlassen wollte.

Ja, wäre sie reich gewesen, so würde Herr Klumm sich keinen Augenblick bedacht haben, den Vorschlag einzugehn; aber ob sie gleich in ihrem Landstädtchen für eine wohlhabende Frau galt, und nach dortigem Zuschnitt es auch würklich war, so

so konnten doch einige tausend Gulden einen Mann nicht blenden, der täglich in Goldstücken wühlte, und einst gewohnt war, mehr auf eine Karte zu setzen, als diese ganze Erbschaft betragen mochte. Daher wurde das Anerbieten der Frau Bartels mit einem so kalten Danke zurück gewiesen, daß der verarmte, gefangene Klumm jetzt befürchten mußte, Ottilie werde eine eben so kalte Aufnahme finden. Allein darinn hatte er sich geirrt.

Zagend betrat die Fliehende das Haus der unbekannten Muhme; doch kaum hatte sie sich genannt, und das Schicksal ihres Vaters schluchzend erzählt, als die gute Frau Bartels ihr um den Hals fiel, eben so laut schluchzte als sie selbst, und sie auf der Stelle zu ihrer Tochter annahm. Freylich mußte sie dagegen schon in der nächsten Viertelstunde hören und einsehen, daß die Frau Muhme längst Alles vorhergesagt, wie es kommen werde, und daß man sehr übel gethan, ihren Rath zu vernachlässigen. Diese Puncte schweigend zu bejahen, war nicht genug, Ottilie mußte sie ausdrücklich zugestehen; so bald aber nur diese Prälimi-

liminär = Artickel zwischen ihnen festgesetzt waren, erklärte Frau Bartels ihr schönes Mühmchen für ihre liebe Tochter, und räumte ihr alle mit diesem Namen verbundenen Rechte ein. Dagegen forderte sie aber auch unbeschränktes Vertrauen und kindliche Hingebung.

Von dem Unglücklichen ist beydes zu gewinnen. Ottilie selbst fühlte das Bedürfniß, ihr Herz zu erleichtern, und ehe zwey Tage vergiengen, wußte Frau Bartels schon ihre ganze Geschichte bis auf den kleinsten Umstand. Dieses Vertrauen entzückte die geschwätzige Dame, der schon lange Niemand etwas vertraut hatte. Welch' ein reicher Stoff, ihre Meynung zu sagen, und wie sie es gemacht haben würde. Daß Ottilie ganz ohne ihre Zustimmung einen Liebeshandel angesponnen, wurde ihr verziehen, weil ihr ja damals die weise Frau Muhme noch unbekannt war; wenn sie nur jezt in Allem ihren Rath befolgte, ihre Schritte lenken ließ. Aber ach! da gab es bald die erste Mißhelligkeit, die durch Theodors schriftliche Anwerbung veranlaßt wurde.

Ottilie ermangelte nicht, ihr des Geliebten Brief, sammt den Gründen mitzutheilen, die sie bestimmten, ihre Hand ihm zu verweigern. Schon das war ein Vergehn, daß sie einen Entschluß faßte, und sogar Gründe dafür aufstellte, ohne zuvor die Meynung der Pflegemutter vernommen zu haben. „Kind,“ sagte sie, „in solchen Dingen „verlaß dich ganz auf mich, und höre, wie ich es „machen würde. Was deinen Vater betrifft, der „hat seine Rechte über dich verwürkt; auch wäre „es unvernünftig, wenn er sich der Versorgung „einer Tochter widersetzen wollte, für die er selbst „nichts mehr zu thun im Stande ist. Der junge „Mann ist Arzt; unser alter Doctor Quirinus „ist glücklicherweise gestorben, es fehlt uns hier „an einem guten Practicus; ich besitze zwar „vortreffliche Hausmittel und habe große Kuren „damit gethan, aber das dumme Volk will sich „mir nicht anvertrauen. Darum wird dein Frey„werber sich hier recht wohl befinden, besonders „wenn er bey schweren Fällen sich meines Raths „bedient, denn ich kenne die hiesigen Naturen.

„Du

„Du heyrathest ihn, ihr wohnt in meinem Hau-
„se, ihr beerbt mich einst, und so werdet ihr
„recht gut zu rechte kommen. Sieh, das ist mei-
„ne Meynung, und darnach richte deine Antwort
„ein.“

Ottiliens Herz widersprach dem Grundsatz, daß ihr Vater seine Rechte über sie verlohren habe, obgleich Frau Bartels wiederholt versicherte, er müsse den Verstand eingebüßt haben, wenn er nicht mit beyden Händen zugreife. Als nun vollends einige Tage nachher die Nachricht von seinem ausgebrochenen Wahnsinn die Tochter zu Boden warf, da rief die Alte triumpfirend: „habe ich
„es nicht gesagt? der Mann hat den Verstand
„verlohren. — “

„Gleichviel,“ erwiederte Ottilie, mit einiger Heftigkeit, „als er seinen Fluch auf diese Ver-
„bindung legte, da war er vollkommen bey Sin-
„nen, und so lange er lebt, ja selbst nach sei-
„nem Tode, werde ich mir nie erlauben mein Ge-
„wissen mit jenem Fluche zu beladen.“ — Diese Widerspenstigkeit gab der mütterlichen Liebe in

dem

dem Herzen der Frau Bartels den ersten Stoß. Sie wurde kälter, schneidender, und ließ schon dann und wann den Wink fallen, daß man nur bey gebührender Folgsamkeit in ihrem Hause auf Unterstützung rechnen dürfe.

Ach! gern würde Ottilie dieses Haus sogleich verlassen haben, aber wohin? — zu ihrem unglücklichen Vater, dahin zog sie freylich ihr Herz, doch woher sollte sie die Mittel nehmen, um ihre Heimreise zu bestreiten? Schon als sie ihre Vaterstadt verließ, hatte sie sich von Allem entblößt, und kaum so viel übrig behalten, als zur höchsten Noth erforderlich war, um den Wohnort der Frau Bartels zu erreichen. Ein Geschenk von dieser durfte sie bey Ausführung eines solchen Plans nicht hoffen. Sich an Theodor zu wenden, war, wie jetzt die Sachen standen, unmöglich, und gegen den Gedanken, von ihrem gewesenen Kammermädchen Geld zu leihen, empörte sich ihr Stolz; auch hätte Theodor dann leicht erfahren können — nein, die Arme wußte keinen Menschen

schen

schen auf der Welt, von dem sie Unterstützung hoffen, oder den sie darum ansprechen dürfte.

„Aber wie?" flüsterte plötzlich ein romantisch-kindlicher Enthusiasmus ihr zu: „kann es die „Tochter beschimpfen, wenn sie sich auch allen-„falls bis zu ihrem Vater hin betteln muß?" — Diese Vorstellung bemeisterte sich ihrer ganzen Seele; sie fand Süssigkeit in dem Gedanken, zu Fuß nach Hause zu wandern, unterwegs recht viel zu leiden, und — nebenher allen guten Menschen, die ihr begegnen würden, recht sehr interessant vorzukommen. Sie würde augenblicklich zur Ausführung dieses Vorsatzes geschritten seyn, hätte sie nicht die Bedenklichkeit zurückgehalten: ob man sie auch im Kerker ihres Vaters aufnehmen werde? — Geschah das nicht, wohin sollte sie dann? — zu Minchen? die jetzt Theodor's Muhme war? die er besuchte? bey der sie seine Gegenwart nicht vermeiden konnte? — nein, das gieng nicht. Aber wohin sonst? ihr blieb ja dann keine andere Zuflucht? — Diese Ueberlegung bestimmte sie, an Emma

zu

zu schreiben, bevor sie sich würklich auf den Weg machte, und Emma's Antwort, von Robert dictirt, benahm ihr gänzlich die Hoffnung, ihres Vaters Gefängniß ohne höhere Erlaubniß theilen zu dürfen. „Aber seyn Sie drum ganz ru„hig," fügte Emma hinzu, „was nur eine Toch„ter für ihren Vater thun kann, das thue ich mit „Freuden für diesen Unglücklichen, und so lange „ich eine Hand zu rühren vermag, soll es ihm „an nichts fehlen." Ottilie seufzte und beneidete die Fremde, welche geboren schien, ihrem Herzen weh zu thun.

Es blieb ihr jetzt nur noch eine ferne Aussicht übrig. Sie verstand ausserordentlich schön zu sticken, und diese Kunst wollte sie jetzt anwenden, um sich nach und nach eine kleine Summe zu ersparen, dann in ihrer Vaterstadt, so nahe als möglich dem väterlichen Kerker, eine kleine Wohnung zu miethen, dort ihr Gewerbe fortzusetzen, und in jeder Feyerstunde, den Vater pflegend, ihm durch das Erworbene gütlich zu thun. — Ach! so weit aussehend diese

Hoff=

Hoffnung war, so ließ das Schicksal ihr doch nicht einmal den Trost mit später Erfüllung derselben sich schmeicheln zu dürfen. Denn Einmal gab es im ganzen Städtchen Niemanden, der ihre Arbeit ihr abkaufen oder bezahlen wollte. Zweytens erklärte Frau Bartels sehr bestimmt, daß, wer in ihrem Hause wohne, nicht für Geld arbeiten dürfe; daß sie Gott sey Dank Vermögen genug besitze, um ihre Pflegetochter mit allem Nöthigen zu versorgen, es aber für überflüssig halte, Grillen und Launen zu unterstützen.

So sah die arme Ottilie sich gezwungen, einen Plan aufzugeben, der allein in kummervoller Einsamkeit ihr Herz und ihre Einbildungskraft durch tröstende Bilder erheitern konnte. Sie versank in tiefe Schwermuth, die für jeden Lebensgenuß ihr eine stumpfe Gleichgültigkeit einflößte. Was um sie her geschah, und wie es geschah, es war ihr Alles einerley; ein Zustand, aus welchem für die Leidende wenigstens der Vortheil entsprang, daß sie die Gunst ihrer Pfle=

gemutter völlig wieder gewann, denn sie nahm sich nie die Mühe einer andern Meynung zu seyn, als Frau Bartels, sondern that und sprach Alles, was jene wollte.

6. Der Sonderling.

Das Haus der Muhme Bartels stieß an einen schönen großen Garten, der sich weit ins Feld hinaus erstreckte, und die Fenster von Ottiliens Zimmer giengen auf ein dichtes Lustgebüsch, aus welchem Linden und Acacien ihr Wohlgeruch zudufteten, und die Nachtigall ihr Frühlingslied hinauf schmetterte. Darum war das Plätzchen am offenen Fenster Ottilien lieb geworden, sie saß da beständig mit ihrer Arbeit, und auch ihr Klavier, das beste, welches Frau Bartels in dem Städtchen hatte auftreiben können, stand nicht fern.

Der Besitzer dieses Gartens und des schönen dazu gehörigen Hauses, war ein Mann von fast sechzig Jahren, ein Fremder, der seit langer

Zeit sich hier angesiedelt, und im Städtchen für einen Goldmacher galt, denn er hatte immer Gold vollauf, und Niemand wußte, wo er es hernahm. Daß er Pfersberg hieß, war Alles, was man von ihm erfahren konnte; allein sein Vaterland, sein Gewerbe und Stand blieb Jedermann verborgen, weil er überhaupt nur selten sprach, und von jenen Dingen nie. Umgang suchte er nicht, und wenn man den seinigen suchte, wich er aus. Den ganzen Tag pflegte er in den Gebirgen herumzuklettern, und wenn man auf dem Heimweg ihm begegnete, sah man gewöhnlich einen großen Bündel Kräuter in seiner Hand. Was konnte er mit den Kräutern anders thun, als Zaubertränkchen davon kochen, vielleicht sich gar dadurch verjüngen; wenigstens äußerte der Burgermeister, ein wohlhabender Becker, er habe auf seiner Wanderschaft gar viel von einem gewissen Grafen St. Germain reden hören, und die Beschreibung jenes Wundermannes treffe vollkommen mit diesem Fremdling überein. Wozu konnten ihm denn auch die einfältigen Kräuter nützen?

Sein alter Bedienter und einziger Hausgenosse versicherte zwar, er trockene sie blos, und lege sie dann zwischen Bogen Löschpapier, aber das mochte ihm der Henker glauben! es hieng ja auch ein ausgestopfter Crocodil in seinem Vorhaus an der Decke, und man wollte sogar wissen, daß er mehrere Schlangen in Weingeist verwahre. Also ein Zauberer und nebenher ein Goldmacher, das blieb entschieden.

Ein solcher verdächtiger Mann konnte freylich nicht geliebt zu werden hoffen, zumal, da er die Ehre verweigert hatte, in die Schützengilde aufgenommen zu werden, auch nicht einmal durch ein patriotisches Geschenk seine Achtung für die schießende Bürgerschaft an den Tag zu legen wußte. Außerdem gieng er auch nie ins Gotteshaus, noch weniger zum Abendmahl, ja er hatte sogar zu einer Collecte für eine abgebrannte Kirche nichts beygesteuert, darum wurde seiner nicht selten auf der Kanzel verblümt erwähnt, und die wachsamen Hirten hielten es für ihre Pflicht, ihre fromme Heerde vor einem räudigen Schaafe zu

war-

warnen, das unter dem Deckmantel heydnischer Tugenden in den christlichen Stall zu schleichen drohe.

Die erwähnte heydnische Tugend nemlich, die man dem Sonderling nicht absprechen konnte, war die Wohlthätigkeit. Bettlern, die anfangs sein Haus bestürmten, gab er zwar nichts, aber manchem verarmten fleißigen Bürger hatte er schon wieder aufgeholfen, im Stillen würde ich hinzusetzen, wenn in einer kleinen Stadt sich irgend etwas im Stillen verrichten ließe. Also wußte es Jedermann, und ob es ihm gleich kein Mensch als ein Verdienst anrechnete, so fand man doch gerathen, einen Fremdling nicht zu verdrängen, bey dem, trotz seiner Gottlosigkeit, jeder wahrhaft Nothleidende, schnelle Hülfe fand. Man ließ ihn also endlich ruhig seinen Weg gehn, und hörte nach einigen Jahren ganz auf von ihm zu sprechen. Die Kinder nannten ihn nur den blauen Kräutermann, weil er immer dunkelblau gekleidet gieng und Kräuter aus den Bergen holte. Sie liefen nicht vor ihm, denn er war besonders freund-

freundlich gegen Kinder, beschenkte sie auch wohl bisweilen, und ihre Eltern hoben dann die geschenkten Groschen heilig auf, weil sie meynten, es wären Heckethaler. In den ersten Monaten seines Aufenthaltes hatte der blaue Kräutermann sein Auge besonders auf einen muntern sechsjährigen Knaben geworfen, den er herzlich liebkoste, ihn an sich zu ziehn suchte, und nie unbeschenkt von sich ließ. Das Kind kam auch recht gern zu ihm; aber der dicke Herr Diaconus Pumpfel warnte dessen Eltern, ihr Söhnlein vor den Stricken des Satans zu hüten, und die Erschrockenen ließen den Buben nicht mehr aus den Augen.

Pfersberg schien im Ernst darüber zu trauern, daß der Knabe ihn vermied, ja er sprach sogar wider seine Gewohnheit mit den Eltern darüber, und that ihnen den Vorschlag, ihm das Kind zu überlassen, er wolle für dessen Erziehung und Fortkommen väterliche Sorge tragen; allein er wurde schnöde abgewiesen, und ihm zu verstehn gegeben, daß man, bey aller Armuth, den Kna-

ben

ben' doch lieber in der Furcht Gottes wolle aufwachsen lassen. Der Fremdling zuckte die Achseln und schwieg. Ein Menschenkenner würde deutlich in seinen Zügen die Worte gelesen haben: „Ich „bin ja schon so oft verkannt worden, und habe „es gelassen ertragen, warum sollte ich jezt murren?“ — So zog er sich in sein Schneckenhaus zurück, wußte nicht, was man von ihm sprach, wollte es auch nicht wissen, sondern lebte blos für die schöne Natur in den Bergen, und die nachahmende Kunst in seinen Garten.

Bald nach seiner Ansiedelung in dem Städtchen Grafenrode, hatte Frau Bartels, als Nachbarin, seine Bekanntschaft gesucht, um über die Einrichtung seines Hausstandes ihm ihre Meynung zu eröffnen; ja sie lud ihn ausdrücklich deswegen zu einer Abendmahlzeit ein, zu welcher sie, um ihn zu ehren, auch den Herrn Burgermeister gebeten hatte. Der Grobian! er schlug die Einladung aus, schüzte nicht einmal Kopfschmerzen vor, und dachte gar nicht daran, wenigstens durch einen förmlichen Besuch seine Ungeschlif-

schliffenheit wieder gut zu machen. Natürlich war Frau Bartels seit dieser Zeit sehr übel auf den blauen Kräutermann zu sprechen, und nannte ihn gewöhnlich einen Narren, der leicht noch etwas Schlimmeres seyn möchte.

So war er denn auch Ottilien geschildert worden, und sie hatte eine Menge verkleinernder Anecdoten von ihm hören müssen, die sie zwar augenblicklich wieder vergaß, deren Nachhall aber doch so viel bey ihr würkte, daß sie nicht den geringsten Trieb empfand, ihn kennen zu lernen, oder auch nur zu sehen. Das letztere konnte ohnehin sich schwerlich zutragen, da sie fast nie ausgieng, und wenn sie auch bisweilen im Garten eine Gestalt zwischen den Bäumen wandeln sah, so hinderte doch das dicke Gebüsch, des Mannes Züge zu erkennen. Pfersberg hingegen hatte Ottilien wohl erblickt, und die Schwermuth auf dem schönen Gesichte war ihm seltsam auf das Herz gefallen. Ohne zu wissen warum, lenkte er seine Schritte öfter nach dem Gebüsch unter ihrem Fenster, lauschte hinter dem grünen Blätter-Vorhang,

hang, wenn sie, wie gewöhnlich, saß und emsig arbeitete, oder horchte, in's Gras gestreckt, wenn sie am Klaviere traurige Melodieen mit der schmelzenden Stimme begleitete. Einst sah er sie sogar an einem frühen Morgen am Fenster stehn und weinen. Diese Thränen bewegten ihn so tief, daß er dem Verlangen nicht mehr widerstehn konnte, das holde Geschöpf näher zu kennen, das so unglücklich schien. Zum Erstenmale ließ er sich herab, seinem verwunderten Bedienten den Auftrag zu ertheilen, sich nach der Fremden in Frau Bartels Hause zu erkundigen.

Der alte Philipp brachte ihm die Antwort: sie sey eine unglückliche Verwandte von der Frau Nachbarin, deren Vater ein vornehmer Mann gewesen, aber den Galgen verdient habe, und im Zuchthause sitze. „Wer hat dir befohlen, nach „ihrem Vater zu fragen?" antwortete Pfersberg trocken. Im Grunde war es ihm aber doch lieb die Art ihres Unglücks zu erfahren, denn er hatte sie für Liebekrank gehalten; und ob er gleich auf jeden Fall beschlossen hatte, ihr wo möglich

Hül-

Hülfe zu leisten, so fühlte er doch, daß es ihm so lieber war. Der Kummer einer guten Tochter hat für einen alten Mann mehr Rührendes, als die Leiden einer zärtlichen Liebhaberin. Die Frage war jetzt, wie es anzustellen sey, um Ottiliens nähere Bekanntschaft zu machen? — Ohne sich lange zu besinnen, gieng Pfersberg grade zu Frau Bartels, die über den Besuch nicht wenig erstaunte, und insgeheim davon gekitzelt wurde, denn der blaue Kräutermann besuchte ja sonst niemand. Er nahm zum Vorwand eine Mauer zwischen ihren beyden Häusern, welche ausgebessert werden mußte. Aus seinem Kauf-Contract war ihm wohl bekannt, daß die Kosten für diese Ausbesserung der Frau Nachbarin allein zur Last fielen; allein er stellte sich unwissend, und bat sich die Erlaubniß aus, die Mauer auf seine eignen Kosten, ein wenig solider als bisher, aufführen zu lassen. Schon dieser Vorschlag mußte Frau Bartels zu seinem Vortheil einnehmen, als er aber vollends sie um Rath fragte, welches Maurers (es waren deren zwey im Städtchen) er sich dazu be-

bedienen solle? und sie ihm folglich ihre Meynung sagen konnte, da hatte er ihr ganzes Herz gewonnen. Die gute Frau wußte nicht, daß er blos das Gespräch zu verlängern strebte, weil Ottilie nicht gegenwärtig war, und er immer noch hoffte, sie herein treten zu sehn. Aber sie erschien nicht, man mußte endlich aufbrechen, und es blieb ihm in der Eil nichts anders übrig, als die Frau Nachbarin in seinen Garten einzuladen, wo er sie gerade jetzt mit schönen reifen Kirschen bedienen könne. Die Einladung wurde dankbar angenommen, doch von der Pflegetochter kein Wort erwähnt, und Pfersberg kam verdrüßlich nach Hause, denn zu der fehlgeschlagnen Hoffnung gesellte sich die unangenehme Aussicht, diesen Nachmittag noch einige Stunden bey der wortreichen Frau Bartels verlieren zu müssen.

Allein diesmal war sein Stern ihm günstiger, denn schon bey der Mittagstafel wurde Ottilien eröffnet, sie solle sich ein wenig putzen, weil man gegen Abend einen Besuch bey dem Herrn Nachbar Pfersberg abstatten wolle. Ottilie machte

große Augen, denn sie hatte ihre Muhme nie anders als mit Geringschätzung von diesem Manne reden hören, sie äusserte daher ihre Befremdung über diesen Entschluß. „Kind, „ließ Frau Bartels sich vernehmen, „man muß nicht über „Menschen urtheilen, wenn man sie nicht kennt. „Ich habe es immer zum Herrn Burgermeister „gesagt: wer weiß, was dahinter steckt; und „siehst du! meine Meynung hat mich abermals „nicht betrogen. Der Fremde ist bey mir gewe„sen, ein reputirlicher, manierlicher Mann, ich „kann nicht anders sagen. Er will die Mauer „zwischen unsern Häusern auf seine Kosten aus„bessern, hat mich auch in seinen Garten einge„laden, um Kirschen zu essen, und ich versichre „dich, er hat die besten Kirschen in der ganzen „Gegend, denn zu seines Vorfahrs Zeiten bin „ich oft in dem Garten gewesen. Ja, hätte der „meinen Rath befolgt, er wäre nicht banque„rout geworden, und hätte das schöne Grund„stück nicht verschleudern dürfen.“

Nun war die gute Frau Bartels im Zuge und erzählte lang und breit die Geschichte des vormaligen Besitzers, wie wunderlich der es angefangen, und wie oft sie ihm vergebens ihre Meynung gesagt. „So geht es," schloß sie endlich, als die Uhr schon fünfe schlug, „wenn man ver„ständiger Leute Rath verachtet. Jetzt Ottchen „geh und mach' dich schnell ein wenig zurecht." Ottilie gieng, fand aber nicht für nöthig, ausser einem Strohhut, ihrem einfachen Anzuge noch etwas beyzufügen. Daß die Frau Muhme diese nachlässige Befolgung ihres Raths nicht weiter bemerkte, rührte von dem Umstand her, daß sie mit ihrer eignen Toilette zu beschäftigt war, denn es hatte sich ihr plötzlich die vernünftige Betrachtung aufgedrungen: daß sie doch erst in ihrem funfzigsten Jahre, und Herr Pfersberg vielleicht in seinem sechzigsten stehe; sie eine muntere Frau, er ein rüstiger Mann sey; daß ihre Häuser dicht aneinander stießen, und noch hundert dergleichen Dinge, die einen Finger Gottes vermuthen liessen. Darum hatte sie,

trotz der Sommerhitze, ihre schöne schwarze Sammtkappe hervorgesucht, nebst einem großen Fächer, auf dem des Dauphins Wiegenlied: Marlborough s'en va - t - en guerre geschrieben stand, und so ausgerüstet, trat sie mit Ottilien in den Garten des Sonderlings.

Sobald Pfersberg von ferne die schöne Begleiterin gewahr wurde, eilte er, seine Gäste zu empfangen, und führte sie in eine Laube, wo die reifsten Kirschen in kostbaren Porcellain-Schaalen aufgeschichtet standen. Das Verlangen, Ottilien zu gefallen, machte ihn, wider seine Gewohnheit, geschwätzig; doch hütete er sich auch wohl, der Frau Nachbarin die Gelegenheit zu rauben, über Alles, was vorkam, ihre Meynung zu sagen, wie es nemlich besser zu machen sey, und wie sie es schon vor vielen Jahren besser gemacht habe. Niemand konnte ihr vorwerfen, daß sie solche Gelegenheiten nicht redlich benutzte. Aber auch Pfersberg ließ die kurzen Pausen nicht entschlüpfen, die dann und wann durch ihren Husten entstanden; er redete

Otti-

Ottilien an, verwickelte sie in ein Gespräch über die Music, und wußte mit Geistes = Gewandheit ihr in wenigen Minuten so viel abzugewinnen, daß er sich überzeugen konnte, sie sey ein sehr gebildetes Frauenzimmer. Vielleicht klingt das unwahrscheinlich, doch nur für solche, die nie bemerkt haben, daß die Weiber zwar ihre Herzen, nicht aber ihre Köpfe tief zu verbergen wissen. Wenn ein Mädchen schüchtern schweigt, so ist freylich schwerer zu errathen, ob es richtig denkt; so bald es aber redet, über irgend eine Materie in ein ordentliches Gespräch sich einläßt, so ist derjenige, der sie noch nicht zu beurtheilen versteht, entweder verliebt, oder ein Dummkopf.

Verliebt war Pfersberg nicht, und ein Dummkopf warlich auch nicht. Des Mädchens Thränen und ihre Schönheit — (denn warum sollte ein alter Mann seinem Gefühl für die Schönheit absterben?) — hatten ihm ein warmes Interesse für sie eingeflößt, er wünschte ihr Freund zu werden, wünschte aber auch sie dieser Freund-

schaft

schaft würdig zu finden, und darum gewährte es ihm ein süsses Vergnügen, als sie, obgleich mit sparsamen Worten, Gedanken und Empfindungen äusserte, die mit den seinigen im Einklang standen. Noch zu hundert kleinen, sein erstes günstiges Vorurtheil rechtfertigenden Bemerkungen bot sich ihm Gelegenheit dar, als er seine Gäste in sein Haus durch seine Zimmer führte. Frau Bartels bewunderte Alles, besonders die zierlichen Möbeln, und das köstliche Porcellain, und erinnerte blos, wie Dies und Jenes anders zu stellen sey, damit es besser in's Auge falle. Ottilie gieng an alle dem vorüber, als an Dingen, deren Anblick ihr nicht neu war. Hingegen schien sie mit Vergnügen seine Kräutersammlung zu betrachten, und es entfuhren ihr dabey die Worte: „ach! wäre ich „nicht von Jugend auf in den Mauern einer gros„sen Stadt erzogen, vielleicht würde ich etwas „davon verstehn."

Als Pfersberg die Thür zur Bibliothek öffnete, warf die Frau Nachbarin mit stummen Kopf-

nicken

nicken einen Blick hinein, und wollte sogleich wieder umkehren, weil der seltene Fall eintrat, daß sie nichts weiter darüber zu sagen wußte, als daß die verguldeten Bände doch wohl zu kostbar wären, sie lasse ihre wenigen Bücher nur in Pappe binden. Ottilie hingegen trat hastig hinein, denn sie hatte nun schon so lange diese Geistesnahrung entbehren müssen. Ihr Blick flog von Titel zu Titel, und wenn er auf Einem verweilte, so bemerkte Pfersberg mit geheimen Entzücken, daß es immer ein gutes Buch war. „Ach! nun „wundere ich mich nicht mehr,“ rief sie aus, „daß Ihnen die Zeit nie lang wird. Ich hätte „nicht geglaubt in Grafenrode solche Bücher „zu finden.“ — „Närrchen,“ unterbrach Frau Bartels sie spöttisch, „auf unserer Bodenkam„mer liegen noch Bücher genug von meinem seli„gen Manne, nur freylich nicht so schön gebun„den als diese.“

„Es würde mich unendlich freuen,“ sagte Pfersberg zu Ottilien, „wenn meine Bücher-

„sammlung künftig zu Ihrer Unterhaltung bey=
„tragen könnte. Wählen Sie nach Gefallen. — "

Ottilie dankte freundlich und benutzte das An=
erbieten auf der Stelle. Sie wählte le Voyage du
jeune Anacharsis und Tiedge's Urania. Durch
diese Wahl, die von ihrem Geschmacke und von
der Richtung ihres Geistes zeugte, wurde dem
Fremdling der Gedanke noch lieber, daß er ein
Mittel gefunden habe, den angeknüpften Faden
zwanglos weiter zu spinnen. Er ließ sogleich die
verlangten Bücher zu der Nachbarin hinüber tra=
gen, und legte ein Verzeichniß seiner ganzen
Sammlung bey, damit Ottilie die Bücher an=
zeichnen könne, die sie künftig zu lesen begehre.

Weit interessanter als die ganze Bibliothek,
war der Frau Muhme das blanke Silbergeschirr,
in welchem jetzt der Thee aufgetragen wurde. Sie
fand den Mann immer liebenswürdiger, äugelte
bald nach ihm, bald nach dem Silber, erinnerte
sich selbst verschiedenemal, daß es Zeit sey, auf=
zubrechen, riß sich endlich mit sichtbarem Wider=
willen von der angenehmen Unterhaltung los, und

be=

betheuerte noch beym Schlafengehen: sie habe lange keinen so frohen Tag verlebt, ob sie gleich in ihrer schwarzen Sammtkappe tüchtig habe schwitzen müssen.

7. Die Geschichte des blauen Kräutermannes.

Nur eben so viel Zeit ließ Frau Bartels verstreichen, als nöthig war, um Kuchen zu backen, und sonstige Anstalten zu einer leckern Mahlzeit zu treffen, dann erfolgte eine feyerliche Einladung an den Herrn Nachbar, welche dießmal nicht zurück gewiesen wurde. Alles, was die Wittwe an Silber und feinem Tischzeug besaß, wurde prunkend dabey aufgestellt, und Herr Pfersberg, als ein Mann von Welt, ermangelte nicht zu bemerken, was bemerkt werden sollte. Auch aß er über Vermögen von allen Schüsseln, welche Frau Bartels eigenhändig zubereitet hatte, und setzte sich dadurch immer fester in ihrer Gunst.

So war nunmehr ein nachbarliches Verhältniß entstanden, dem, um es enger noch zu knüpfen, nach Frau Bartels Meynung nichts wei-

ter fehlte, als eine deutliche Erklärung von Seiten des Fremden, das aber Pfersberg blos benutzte, um unvermerkt immer tiefer in Ottiliens Herz zu schauen. In der That gelang es ihm, in diesem schönen Herzen Alles zu lesen, was Natur und Erziehung hinein geschrieben, nur nicht die feurigen Worte, welche die Liebe darein gegraben hatte; denn die Schrift der Liebe gleicht der geheimen Schreibekunst mit Citronensaft, nur erwärmt wird sie sichtbar. Pfersberg hielt sich überzeugt, daß Ottiliens Schwermuth allein von dem Unglück ihres Vaters herrühre, er wünschte sich ein Recht zu erwerben, dessen Schicksal zu mildern, und mit dem ihrigen sie auszusöhnen; ein wohlwollendes Vertrauen, welches sie ihm oft bewieß, machte ihn noch kühner, und als Ottilie eines Tages Bücher zurückgesandt hatte, um andere dagegen einzutauschen, fand sie, beym Aufschlagen der letztern, einen an sie gerichteten Brief. Verwundert erbrach sie denselben, und mit wachsendem Erstaunen las sie folgendes:

„Ma=

„Mademoiselle!"

„Niemand in Grafenrode kennt meine Geschichte. Nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, erlauben Sie, daß ich sie Ihnen erzähle, und den Grund, warum ich das thue, bis zum Schluß dieses Briefes aufspare."

„Einst verwaltete ich einen kleinen Dienst in **, hatte Frau und Kind, und war ein glücklicher Mann. Die unselige Jacobiner-Riecherey, welche aus der französischen Revolution, jener wahren Büchse Pandorens, entsprang, stürzte auch mich in's Verderben. Einige gradsinnige und eben darum unbesonnene Aeusserungen, die mir entschlüpften, zogen mir die heftigste Verfolgung zu. Vierzehn Monate lang mußte ich in einem Kerker schmachten, dann wurde ich Landes verwiesen. Mein treues Weib war indessen vor Gram gestorben; meinen sechsjährigen Sohn, einen lieblichen muntern Knaben, hatte ein barmherziger Verwandter zu sich genommen. Ich drückte ihn, ach! zum

zum letztenmal an mein Herz und floh nach Ostindien."

„Dort lernte ich einen braven Engländer kennen, den Eigenthümer einer ansehnlichen Handlung, in der ich Arbeit und Brod fand — Ruhe nicht! denn auch mein letztes Kleinod, das ich in Europa zurückgelassen, meinen lieben kleinen Ludwig, mußte ich beweinen. Durch einen Schiffer aus meiner Heymath erfuhr ich, daß jenes Städtchen, in welchem sein Pflegevater wohnte, von der großen Nation zerstört worden sey, weil man einen ihrer raubsüchtigen Marodeurs in demselben erschlagen hatte. Die wehrlosen Einwohner waren theils ermordet, theils zerstreut, und Niemand wußte, wo mein Kind geblieben."

„Finstere Schwermuth war mein Loos, bis das Bedürfniß jedes guten Menschen, etwas auf der Welt zu lieben, mich nach und nach an die Kinder meines Freundes fesselte, zwey liebenswürdige Knaben, ungefähr in gleichem Alter mit meinem verlornen Ludwig. Sie waren

ihres Vaters einzige Freude und mein einziger Trost. Ein Scharlachfieber raffte sie beyde in wenig Tagen hinweg. Ihre gute Mutter, deren schwache Brust ohnehin schon lange gegen das heisse Klima kämpfte, folgte den Lieblingen bald ins Grab. Wilson und ich sanken einander bleich in die Arme, und suchten vergebens Trost in der Freundschaft. Um von den Gegenständen sich zu trennen, deren Anblick täglich seinen Schmerz erneuerte, beschloß er eine Reise nach China, wohin er bisher in seinen Geschäften nur Bevollmächtigte zu senden pflegte. Ich begleitete ihn."

„Seine dortigen Handels-Speculationen schlugen so glücklich ein, daß seine Reichthümer sich in kurzem verdoppelten. „Ach wozu! für „wen!" rief er oft bekümmert, „ich habe Niemanden mehr auf der Welt!" — Ich suchte den Gedanken in ihm zu erwecken, die leidende Menschheit an Kindes Statt anzunehmen, und er ergriff diese Idee mit Wärme. „Ja," sagte er, „ich habe nun Gold genug, um unserm

„bra-

„braven Howard gleich, irgend einen großen, „wohlthätigen Zweck dadurch erreichen zu kön„nen. Den will ich fest ins Auge fassen, und „so den einsamen Gang zum Grabe mir mit „Blumen bestreuen. Laß uns in mein Vater„land zurückkehren, bleibe bey mir, auf un„serer Insel bist du sicher vor Bosheit und „Dummheit. Theile was ich habe und hilf „mir Menschen beglücken.“ — Mit diesem Vorsatz schifften wir uns ein, aber Wilson trug den Keim des Todes schon im Busen. Er kränkelte, und schien von Tage zu Tage seinem erwünschten Ziele, der Vereinigung mit Weib und Kind, sich zu nähern. „Ich fühle es,“ sagte er eines Abends zu mir, „ich werde mein „vaterländisches Ufer nicht wieder sehn. Ster„be ich, Freund, so bist du mein einziger Erbe, „denn es lebt Niemand auf der Welt, der ein „Recht an mein Erworbenes hätte. In der „Tasche, die ich immer um den Leib geschnallt „trage, wirst du reiche Wechsel und andere Pa„piere finden, zu welchen ich zum Ueberfluß

„noch

„noch diesen Morgen eine Schrift gefügt ha=
„be, die dich für ihren Eigenthümer erklärt.
„Ich weiß, auch du bedarfst des Reichthums
„nicht, aber du wirst das Gute damit aus=
„richten, was mir das Schicksal zu vollbringen
„untersagt. Und wer weiß, vielleicht findest
„du noch einst deinen Ludwig wieder, dann er=
„zähle ihm, daß du einen Freund hattest, den
„in seinen letzten Augenblicken die Hoffnung
„froh machte, für den Sohn seines Freundes
„gesammelt zu haben."

„So sprach mein edler Wilson, und das Vorgefühl eines nahen Todes hatte ihn leider nicht betrogen. Er starb in meinen Armen am Vorgebirge der guten Hoffnung, und ich sah mich plötzlich im Besitz einer Erbschaft, die meine Erwartungen weit übertraf. Ach! welch ein elender Ersatz für einen seltenen Freund! — Allein, mit schwerem Herzen, setzte ich meine Reise fort. In England blieb ich länger als ein Jahr, um arme Verwandte von Wilson auszuforschen, mit denen ich theilen könnte.

Mei=

Meine Mühe war vergebens. Nur die leidende Menschheit, an die er mich verwiesen hatte, war ihm noch verwandt, und mit ihr habe ich bis diesen Augenblick redlich getheilt."

„Daß ich bey meiner Zurückkunft in's Vaterland, die ängstlichsten Nachforschungen angestellt, um von meinem verlornen Kinde etwas zu erfahren, brauch' ich wohl kaum zu erwähnen. Wo ich nur immer einen vormaligen Einwohner jenes erwähnten Städtchens zu finden wußte, dahin reiste ich, und es blieb kein Ort zwanzig Meilen in die Runde übrig, durch dessen Thore ich nicht mit hochklopfendem Herzen gefahren wäre, den ich nicht mit Thränen getäuschter Hoffnung wieder verlassen hätte. Alles, was ich mit Gewißheit ausmittelte, war, daß der gutherzige Verwandte, der Pflegevater meines Ludwig, unter den Trümmern seines einstürzenden Hauses begraben worden, als er zu spät noch einige seiner besten Habseligkeiten aus den Flammen retten wollen. Ob meinen Sohn ein gleiches Schicksal betroffen, wußte nie-

niemand. Vergebens nahm ich zuletzt zu den Zeitungen meine Zuflucht, keine meiner dringenden Fragen ist jemals beantwortet worden, so ansehnlich auch der Preiß war, den ich darauf setzte."

„Endlich mußte ich die Hoffnung aufgeben, daß noch ein Mensch in der Welt lebe, der meinem Daseyn wieder neuen Werth leihen könne. Ich suchte mir ein Plätzchen, von der Natur mit Reizen ausgestattet, die fähig waren, meinen nagenden Kummer in sanftere Schwermuth zu verwandeln. Hier fand ich eine freundliche Gegend, die mich anzog und den Entschluß in mir erweckte, hier den Tod zu erwarten. Die Berge, von welchen Grafenrode umgeben ist, begünstigten meine alte Liebhaberey, die Kräuterkunde. Diese, und das Bestreben, meines Freundes letzten Willen an Unglücklichen zu vollziehen, füllten alle meine leeren Stunden. Auch an Menschen ersuchte ich noch Einmal mich zu ketten, an Kinder nemlich, die allein noch wahre Menschen sind. Ich hatte mir einen Knaben

auserlesen, der durch einige Aehnlichkeit mit meinem Ludwig, mein Herz tief bewegte, so oft ich ihn sah. Ich wollte ihn an Kindesstatt annehmen, ihn, wie man es zu nennen pflegt, glücklich machen; eigentlich mir selbst noch eine Freude im Alter bereiten. Doch auch diesen letzten Wunsch mußte ich aufgeben, denn des Knaben Vater, ein hiesiger Bürger, schlug mir meine Bitte mit Härte ab, und das Kind, das sich bereits an mich gewöhnt hatte, durfte nicht mehr zu mir kommen."

„So blieb ich denn allein auf den Genuß der Natur beschränkt, zu dem man freylich, um durch ihn beglückt zu werden, ein zufriedenes Herz mitbringen muß. So hab' ich unter Pflanzen ein Pflanzen-Leben geführt, bis ich Sie, Mademoisell, erblickte. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen sagen wollte, ich sey verliebt in Sie. Mein Alter, Ihre Jugend, ich werde beydes nie vergessen. Aber daß Ihre stillen Leiden, die Thränen, die sie oft an Ihrem Fenster vergossen, wenn Sie unbelauscht sich wähnten, die

rüh-

rührenden Töne, welche Sie täglich aus Ihrem Klavier hervorzauberten, daß alles dieses einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hat, das darf ich doch wohl ohne Erröthen Ihnen erklären. Ich suchte Ihre persönliche Bekanntschaft, es gelang mir, und seitdem gesellte sich zu meinem Interesse für Ihre Person eine hohe Achtung für Ihre schöne Seele. Der Wunsch, Ihr Freund, Ihr Bruder zu werden, der stolze Wunsch, Ihr Schicksal zu erleichtern, drängte sich mir auf. Ich forschte nach Ihrer Lage, ich erfuhr, daß Sie um einen unglücklichen Vater weinen, und alsobald war mein Entschluß gefaßt, den ich jedoch Wochenlang mit mir herumtrug, um durch keine Unbesonnenheit mein Alter zu entehren."

„Jetzt endlich darf ich mit Bewußtseyn erklären: ich habe den Schritt reiflich überlegt; ich trete als ein ehrlicher, besonnener Mann vor Sie, und frage Sie mit Freymüthigkeit: wollen Sie mir das Recht einräumen, Ihren Vater auch den Meinigen zu nennen? wollen Sie

durch

durch das Geschenk Ihrer Hand mir und ihm Lebensglück im Alter gewähren? — "

„Sie kennen mich nur wenig, aber doch wohl genug, um überzeugt zu seyn, daß nicht die thörichte Hoffnung, die Liebe eines jungen reizenden Mädchens zu gewinnen, mein Herz berücken konnte. Freundschaft, Achtung, Vertrauen, ist Alles, was ich von Ihnen erwarte. Ich kann und werde keine Pflicht Ihnen auflegen, die mit Ihrem Herzen im Widerspruch stünde. Den Jammer Ihres Vaters wenden, den Dornen = Pfad eines ehrlichen Mannes am Ziele mit Rosen bestreun, die Thränen der Armuth trocknen, das werden an meiner Seite die einzigen, Ihrem Herzen entsprechenden Beschäftigungen seyn. Für ein anderes Mädchen als Ottilien, würde ich noch Manches hinzufügen können, allein für Sie habe ich genug gesagt."

„Jetzt prüfen Sie — antworten Sie mir nicht schnell — es gilt die Ruhe Ihres

Lebens — aber vergessen Sie, daß es auch die Meinige gilt."

8. Die Hochzeit.

Heftig war der Sturm, den dieser Brief in Ottiliens Busen erregte. Durch Thränen und Gebet suchte sie ihr beklommenes Herz zu erleichtern, mit Thränen und Gebet flehte sie kindlich zu einer höhern Macht, ihr Schicksal zu bestimmen, und wenn sie ermüdet auf ihr Lager sank, stand zur Rechten ihr alter wahnsinniger Vater, Hülfe, Rettung von ihr heischend; zur Linken der edle Pfersberg, der ihr den Schlüssel zu des Vaters Kerker reichte. Aber ach! zu den Füssen des Bettes schwebte eine traurende Gestalt, die sich ängstlich verhüllte, um nicht, Liebe und Mitleid erregend, das edle Opfer zu hindern. Tage und Nächte lang kämpfte das arme Mädchen, um sich von der letzten Hoffnung los zu reissen, die ihr noch im Stillen dann und wann mit einer frohen Zukunft geschmeichelt

hat-

hatte. „Entsage! entsage!“ rief die Tugend ihr zu. „Wird Theodor jemals wiederkehren? — „und wenn er wiederkehrt, wird er dich noch „lieben? — und wenn er dich noch liebte, wird „dein Vater seinen Fluch wiederrufen? O ergrei- „fe die Gelegenheit, um seinen Segen zu verdie- „nen! Glücklicher könntest du einst werden, „glücklicher machen nie!“

Entschlossen gieng Ottilie zu Frau Bartels, und zeigte ihr des Nachbars Brief. Anfangs wurde die gute Frau Muhme freylich sehr unangenehm überrascht, und sie bedauerte insgeheim die vielen Schweißtropfen, die sie in der schwarzen Sammt-Kappe so unnützerweise vergossen hatte. Ihre erste Antwort war, Pfersberg sey ein alter Geck, und ihre Meynung sey, man müsse ihn auslachen und fortschicken. Nachdem sie aber die Sache ein wenig näher überlegt hatte, fand sie zwar keinen Grund ihn nicht auszulachen, doch manchen, ihn nicht fortzuschicken. Er war denn doch der Einzige, der eine lange verdrüßliche Einsamkeit durch seinen Umgang unterbrach; der Einzige,

zige, der ihre Meynungen hörte und auch schon einigemal befolgt hatte; der reichste Mann im Städtchen, der gleichsam ihr Schwiegersohn wurde, dessen Wirthschaft sie einrichten konnte. Das Letztere ist bekanntlich (das Leinewand-Sammeln ausgenommen,) der liebste Zeitvertreib alternder Frauen, die gar zu gern einem jungen Ehepaar erzählen, wie man es machen müsse, und wie sie es einst gemacht haben. Auch Frau Bartels konnte dieser Versuchung nicht widerstehn, und sie sprach daher zu Ottilien am andern Morgen: „Besserer Rath kommt über Nacht. Ich habe die „Sache reiflich überlegt, und meine Meynung „ist, du nimmst den blauen Kräutermann, nota „bene, wenn er dich zur Erbin seines Vermögens „einsetzt, das ist Conditio sine quano, wie „mein seliger Mann zu sagen pflegte. Schlimm „ist es freylich, daß er noch ein so rüstiger Mann „ist, und schwerlich bald sterben wird."

„Das wünsche ich auch nicht," versetzte Ottilie, „wenn ich einmal meine Hand ihm reiche; „und was die Erbschaft betrift, so bitte ich Sie,

„Frau Muhme, erwähnen Sie kein Wort davon.
„Nach einem solchen Briefe wäre es sehr unzart
„von mir, wenn ich mein Jawort gleichsam ver=
„kaufen wollte. Er ist ein edler Mann, und
„wird schon für meine Zukunft sorgen.“

„Kind, das verstehst du nicht,“ sagte Frau Bartels altklug lächelnd, und nahm sich vor, trotz Ottiliens Widerspruch, vor allen Dingen darüber mit dem Nachbar zu reden.

Pfersberg kam ihr zuvor, denn als er eingeladen wurde, um Ottiliens Antwort aus ihrem Munde zu vernehmen, wiederholte er seine Anwerbung, ehe er sie noch zum Worte kommen ließ, und fügte derselben sogleich jenes Anerbieten hinzu, welches er, um Frau Bartels zu gewinnen, für eben so nöthig erachtete, als er bey Ottilien es für überflüssig gehalten hatte. Nach dieser Erklärung führte Frau Bartels die schüchterne Braut ihm ohne Bedenken zu, und Ottilie reichte ihm die zitternde Hand, und ihre blasse Lippe stammelte das Versprechen, heilig zu erfüllen, was er von ihr begehrt, wenn ihm daran

gnüge. Mit einem Händedruck antwortete der Biedermann: „ich bin so stolz, mir mit der Hoff„nung zu schmeicheln, daß Sie mir einst sagen „werden: es hat mich nicht gereut."

Nun hatte Frau Bartels alle Hände voll zu thun, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, denn es sollte — wie man in Grafenrode es zu nennen pflegte — eine große vornehme Hochzeit werden. So lästig das auch im Grunde sowohl der Braut als dem Bräutigam war, so wollte doch Pfersberg der guten Muhme die Freude nicht verderben. Lächelnd billigte er Alles, lobte Alles, bewunderte Alles, und gab Geld her, so viel sie nur immer verlangte. Endlich waren die Kleider fertig, die Kuchen gebacken, die Gäste gewählt, und der feyerliche Tag wurde angesetzt.

Je näher er rückte, je beklommner wurde Ottiliens Herz. Am Tage zwang sie sich zu lächeln, die Nacht durch weinte sie, und ob ihre Seele gleich mit festem Muthe auf dem Entschluß beharrte, das schwere Opfer zu bringen, so war ihr Körper doch zu schwach, um durch den unaufhörli-

chen Kampf nicht bis in jede Nerve erschüttert zu werden. Ihre Gestalt schwand sichtbarlich, Aug' und Wange wurden hohl, ihre Kräfte nahmen bedenklich ab. Mehr als Einmal beschwur sie Pfersberg, ihm freymüthig zu bekennen, wenn ihr Entschluß sie gereue; aber dann reichte sie ihm, durch Thränen lächelnd, die Hand, und bat ihn, nur Geduld mit ihr zu haben, es solle und müsse bald anders werden. Die Nacht vor ihrem Hochzeittage betete sie unablässig mit einer solchen Innbrunst, daß sie, als der Morgen anbrach, sich ruhig und gestärkt wähnte. Mit ziemlicher Fassung ließ sie von der Muhme nach Gutdünken sich herausputzen, und trat ohne Wanken unter die Hochzeitsgäste, zu welchen auch jener taube Consul zu Smyrna gehörte, der zufällig anwesend, und als Honoratior mit eingeladen worden war.

Der Herr Diaconus Pumpfel ertheilte nunmehr den feyerlichen Wink, sich ihm zu nähern, und hielt eine Rede, deren Länge er nach dem zu erwartenden ansehnlichen Honorar abgemessen hatte. Er rühmte darinn besonders die Frömmigkeit

keit des Herrn Bräutigams, und prieß dessen Wohlthätigkeit und übrige christlichen Tugenden, die ihm sämmtlich an diesem ergiebigen Tage zum Erstenmale einleuchteten.

Hätte er es kurz und gut, ja hätte er es nur kurz, wenn auch schlecht gemacht, Ottilie würde mit dem letzten Rest ihrer Kräfte ausgelangt, und als Madam Pfersberg den Altar verlassen haben. Allein von solchen Gefühlen bestürmt und zerrissen, an der Hand des ungeliebten Mannes, dem sie jetzt auf ewig sich verloben sollte, länger als eine halbe Stunde vor diesem Saalbader zu stehn, und durch kein herzliches, wahre Frömmigkeit athmendes Wort von den Gegenständen abgezogen zu werden, über welchen sie im Innern brütete; das war zu viel für ein krankes Mädchen, das seit vielen Wochen weder durch Schlaf noch Nahrung, sondern allein durch seiner Seele überspannte Kraft sich aufrechterhalten hatte. Was Wunder also, daß in dem Augenblicke, da endlich der geistliche Ehrenmann des Brautpaars Ringe wechseln wollte, Ottilie ohnmächtig

zu seinen Füßen sank. Die Trauung wurde unterbrochen, die Braut in ein Nebenzimmer getragen, ausgekleidet, und immer noch als eine Leiche aufs Bett gelegt. Aerzte und bejahrte Damen erschöpften ihre Kunst, um sie ins Leben zurückzurufen. Es gelang ihnen endlich, aber ein heftiges Fieber hatte sie ergriffen, sie phantasirte. Trauernd, in sich gekehrt stand der Bräutigam an ihrem Lager; und fieng an zu ahnden, daß in Ottiliens Herzen noch etwas vorgehen müsse, was ihm bisher verborgen geblieben. Den Wirrwarr unter den Gästen, zumal in Grafenrode, mag der Leser sich denken. Nur allein der taube Consul blieb ruhig, denn er hatte von alle dem nichts verstanden. Auch Frau Bartels verlor den Kopf nicht so ganz, daß sie nicht weislich bedacht hätte, der Hochzeitschmauß sey doch einmal veranstaltet, und es sey unschicklich, die Gäste mit trockenem Munde heimziehen zu lassen. Die Speisen wurden also zu gehöriger Zeit aufgetragen. Sobald der taube Consul das gewahrte, empfahl er sich im Stillen, weil er noch in derselben Nacht

ab=

abreisen wollte, und er reiste würklich, mit der Ueberzeugung, daß, troß der Ohnmacht, die Vermählungsfeyer nicht unterbrochen worden sey. Daher sein Bericht zu Smyrna, der den armen Theodor so unglücklich machte.

Ottilie schwebte mehrere Wochen lang am Rande des Grabes, und war nur in seltenen Augenblicken ihrer Besinnung mächtig. Pfersberg verließ ihr Lager fast nie; er selbst reichte ihr jeden Tropfen Arzney, und wachte, troß seines Alters, mehrere Nächte hintereinander. Aus der Ferne verschrieb er einen berühmten Arzt, den er mit den kostbarsten Geschenken überhäufte; das Seltenste schafte er herbey, mit einer Verschwendnng, über welche Frau Bartels den Kopf schüttelte; kurz, er that Alles, was nur der zärtlichste Gatte zu thun vermag — und er that es ohne Eigennuß, denn die Hoffnung, Ottiliens Gemahl zu werden, hatte er fast aufgegeben. In ihren Fieberträumen war ihr der Name Theodor öfter entschlüpft; er wußte nun, daß nicht blos das Unglück ihres Vaters, daß auch eine hoffnungslose

Liebe an ihrem Herzen nage. Diese Entdeckung bestimmte ihn, selbst als die erste Gefahr für Ottiliens Leben schon vorüber war, gänzlich über ihr Verhältniß zu ihm selbst, zu schweigen, und auch nicht durch die leiseste Anspielung das unterbrochene Hochzeitfest in Erinnerung zu bringen. Eben so sehr hütete er sich, die Kranke merken zu lassen, daß sie ihr Geheimniß verrathen habe. Ein zärtlicher, besorgter Vater am Krankenbette seiner Tochter, das allein war die Rolle, die sein edles Herz ihm vorschrieb. Ob sie selbst nach ihrer Genesung seine zarte Liebe belohnen, ob sie ihn zum Vertrauten ihres Kummers machen wolle? Das überließ er ihrem eigenen Gefühl.

Frau Bartels dachte weniger schonend, denn so bald Ottilie nur wieder in einem Sessel sitzen konnte, bestürmte sie das arme Mädchen täglich, die Verbindung zu vollziehen. Tief gerührt war die Kranke von ihres edlen Bräutigams Betragen; sie fühlte, daß sie einem solchen Manne Wahrheit schuldig sey, und ergriff den ersten Augenblick, in dem sie Stärke genug sich zutraute, ihm ihr gan-

zes Herz offen darzulegen. „Ich habe Sie hinter„gangen,“ so schloß ihr Bekenntniß: „werden Sie „mir verzeihen? und wollen Sie noch jetzt es wa„gen, ein Mädchen zu ihrer Lebensgefährtin zu „machen, über dessen frömmsten Willen das wun„de Herz den Meister spielt?“

Pfersberg, entzückt von ihrem Vertrauen, drückte ihre abgemagerte Hand mit Thränen im Auge an sein Herz. „Ich bin der Ihrige auf „ewig!“ rief er aus, „doch, wie Sie mich künftig „nennen wollen, ob Gatte, Bruder oder Vater, „darüber lassen Sie uns in diesem Augenblicke „noch nichts entscheiden. Ich darf Ihnen nicht „verheelen, daß Ihr Zustand noch immer bedenk„lich ist; selbst die heftige Bewegung, in der Sie „sich nach diesem Gespräch befinden, Ihre zittern„de Hand, Ihre unnatürlich brennende Wange, „beweisen hinlänglich, wie wenig noch die Kräfte „Ihres Körpers mit denen Ihrer Seele im Ver„hältniß stehen. Haben Zeit und Ruhe die „erstern wieder hergestellt, und sind sie dann „noch entschlossen, der kindlichen Liebe ein Opfer

„zu

„zu bringen; so wird der leiseste Wink mich zu „Ihnen führen. Bis dahin betrachten Sie meine „Person als Ihren treuesten Freund, doch mein „Vermögen als das Ihres Gatten, über welches „Sie gleiche Rechte haben. Schalten Sie damit „nach Ihrem Gefallen. Jede Wohlthat, zu deren „Werkzeug Sie mich machen wollen, wird auch „für mich eine Wohlthat seyn.“

Nach dieser Erklärung wurde der Vermählungsfeyer, zu großem Aergerniß der Frau Nachbarin, fürs Erste nicht weiter erwähnt. Denn daß Ottiliens Krankheit in ein schleichendes Fieber sich verwandelt, war für Frau Bartels noch kein Grund, die Ceremonie aufzuschieben. Das Mädchen konnte doch herumgehn, oder vielmehr wanken, es konnte essen, trinken, schlafen, ja sogar bisweilen spazieren fahren; darum war nach ihrer Meynung Ottiliens Kränkeln bloße Hypochondrie, von der sie, wie die meisten Leute, behauptete, man könne sie bezwingen, wenn man nur wolle.

Daß man durch festen Willen seiner krankhaften Empfindungen Meister werden könne, hat freylich sogar der große Kant behauptet, und Ottilie gab sich in der That alle Mühe, ein beweisendes Beyspiel zu dieser Behauptung zu liefern; auch besserte es sich merklich mit ihr, als der warme Frühling sie anhauchte, und die verjüngte Natur zu ihrem Herzen sprach. Eine Nachricht aber, welche die Frau Muhme ihr ohne alle Vorbereitung zutrug, hätte sie fast in den vorigen Zustand zurückgeworfen. Man meldete nemlich der Frau Bartels, Theodor und sein Freund seyen in der Türkey Renegaten geworden, und man begleitete diese Neuigkeit mit so vielen erläuternden Umständen, daß es fast unmöglich schien, an der Wahrheit derselben zu zweifeln. Eigentlich lag blos eine Verwechslung zum Grunde, denn die Rede war von Stolzenbeck. Weil aber Theodor und Florio zu gleicher Zeit in Constantinopel waren, und weil man diese eher zu nennen wagte, als den Sohn des gebietenden Ministers, so hatte man ihre Namen an die Stel-

le von jenem geschoben, und Alles, was der Wollüstling verschuldet hatte, kam auf ihre Rechnung.

„Auch das noch!" rief Ottilie mit bitterm Schmerz: „Ach! wenn ich ihn nicht mehr lieben „darf, muß ich ihm denn auch meine Achtung „entziehn?"

Pfersberg, dem Frau Bartels die skandalöse Geschichte lang und breit mittheilte, und mit allerley giftigen Randglossen würzte; Pfersberg war der Einzige, der das Gerücht auf der Stelle für lügenhaft erklärte; und seinen Widerspruch durch Beweise unterstützte, die er aus Ottiliens Erzählungen von dem Character des jungen Arztes schöpfte. Er that das mit so unverstellter Wärme, daß die Kranke ihm gerührt die Hand drückte, und mit Wehmuth sprach: „Sie sind „ein sehr edler Mann!"

„In diesem Augenblicke," versetzte Pfersberg, „verdiene ich ihr schönes Lob nicht. Ich selbst wur„de einst ein Opfer der Verleumdung; welch' ein „elender Mensch müßte ich seyn, wenn ich Ver-

„leum-

„leumdungen unterstützte, weil sie vielleicht mir „Nutzen bringen könnten.“

9. Kindlicher Wettstreit.

Während in Grafenrode Ottilie nach Genesung seufzte, und sich Kraft vom Himmel erflehte, die kindlichen Pflichten, wie die der Dankbarkeit zu erfüllen, ereigneten sich in ihrer Vaterstadt bedeutende Veränderungen. Den guten alten Robert überraschte der Tod, noch ehe er, seinem Versprechen gemäß, für Emma's Zukunft gesorgt hatte; denn er verschob, wie es zu gehen pflegt, die Anfertigung seines Testaments, von einem Tage zum andern. Vielleicht verließ er sich auch auf den ihm bekannten Edelmuth seiner Tochter, welche die Pflegerin seines Alters nicht hülflos lassen würde. Er hatte nicht bedacht, daß auch die besten Mädchen nach und nach die Gesinnungen ihrer Männer annehmen, oder wußte nicht, daß sein Eydam dem niederträchtigsten Geize ergeben war. Kaum hatte Robert die Augen geschlossen, als

als der Schwiegersohn erschien, die Erbschaft in Besitz nahm, und der armen Emma höflich andeutete, daß er unter den Papieren des Verstorbenen keinen Auftrag gefunden, ihr ein Legat auszuzahlen.

Dem guten Mädchen war diese Behandlung weniger schmerzhaft, als die Nothwendigkeit, das Gefängniß, und folglich auch ihren Vater verlassen zu müssen. Wer sollte hinfort den wahnsinnigen Alten pflegen? und wenn vielleicht ein harter Mann an Roberts Stelle trat, welch' ein Schicksal stand ihm bevor! — In dieser Noth wandte sie sich zuerst an die wackere Madam Saalfeld, und da diese bereitwillig ihr Wohnung und Arbeit versprach, so suchte sie sich durch Bitten und Thränen, die Erlaubniß eines freyen Zutritts bey dem Gefangenen auszuwürken. Die erstaunten Richter konnten nicht begreifen, warum ein so junges, blühendes Mädchen es für ein Glück zu halten schien, sich zu einem alten wahnsinnigen Manne in einen düstern Ker- [illegible]sperren zu lassen; aber ihre Jugend und Schön-

Schönheit, ihre rührenden Bitten, bewegten auch die kältesten Herzen, und was sie begehrte, wurde ihr zugestanden. Nun brachte sie ihre Tage unausgesetzt bey dem Vater hin, die Nächte aber arbeitete sie, um sich selbst eine kärgliche Nahrung zu verschaffen. Madam Saalfeld warnte sie oft vergebens ihrer Gesundheit mehr zu schonen; aber wenn die wackere Frau sie gleich laut schalt, so konnte sie ihr doch im Stillen ihre Bewunderung nicht versagen, obgleich auch sie den Antheil sehr räthselhaft fand, den das fromme Mädchen an einem alten Bösewicht nahm.

Vielleicht hätte Emma diese Lebensweise noch Jahre lang ausgehalten, denn ihre Bedürfnisse waren nur gering, und sie wußte sich für den nothwendigen Schlaf doch manche Stunde abzusparen; doch jetzt starb der Fürst des Landes, ein neuer Regent bestieg den Thron, und um wie gewöhnlich den Antritt seiner Regierung durch Gnadenbezeugungen zu verherrlichen, befahl er, alle diejenigen Gefangenen los zu lassen, welche

Staats-

Staats = Schulden halber verhaftet waren, und nicht allein ohnehin ihre Schuld nie bezahlen konnten, sondern auch noch obendrein durch ihren Unterhalt dem Staate lästig wurden. Unter diese Anzahl gehörte auch Klumm. Seine Befreyung wurde ihm in Emma's Gegenwart angekündigt. Er lächelte, und begriff nicht, was man von ihm wollte. Emma hingegen umarmte ihn mit heißen Thränen des Entzückens, und führte ihn jubelnd aus dem Kerker in ihr kleines Dachstübchen. Daß künftig seine Erhaltung ihre Kräfte übersteigen würde, daran dachte sie in diesem Augenblicke nicht. Sie fühlte blos in vollem Maaße das Glück, ihren Vater nun ganz zu besitzen, mit ihrer Hände Arbeit ihn ganz ernähren zu dürfen.

Ein neuer frölicher Geist schien sie zu beleben; mit unverdrossenem Eifer gieng sie an die saure Arbeit; bey ihr gab es keine Feyerstunden, keinen Wechsel von Tag und Nacht; ihre einzige Erholung war, ein täglicher Spaziergang mit dem Vater, den sie doch auch nur seinetwegen sich erlaubte.

Durch

Durch solche Anstrengungen, gelang es ihr nicht allein, den Alten zu ernähren, sondern ihm auch noch manche Bequemlichkeiten zu verschaffen, die er im Gefängniß hatte entbehren müssen, und bald wurde ihr die unaussprechliche Freude zu Theil, daß in dieser günstigeren Lage, bey dem Genuß der reinern Luft, der reinsten kindlichen Liebe, nicht allein der alte Mann an Gesundheit merklich zunahm, sondern sogar zuweilen heitere Augenblicke hatte, in welchen der verirrte Geist sich zu erkennen schien. Dann weinte Emma Thränen der Wonne, verdoppelte ihren Eifer, und verheelte sich selbst die Abnahme ihrer Kräfte.

Aber unmöglich konnte diese Ueberspannung lange währen, der starke kindliche Geist war dem schwachen Körper zu weit voraus geeilt; mit Schaudern mußte Emma sich bekennen, daß eine überhandnehmende Mattigkeit jedes ihrer Glieder lähme, und der schreckliche Augenblick vielleicht nicht fern mehr sey, wo sie, zur Arbeit gänzlich unfähig, selbst verschmachtend, den Vater neben sich werde verschmachten sehn. Von

diesem furchtbaren Bilde ergriffen, beschloß sie endlich, (troß dem Widerwillen, den sie empfand, ihre Liebe und Sorge mit einer andern zu theilen) an Ottilien zu schreiben, und sie einzuladen, mit ihr vereint, des kranken Vaters Pflege und Erhaltung zu übernehmen. Doch hütete sie sich wohl, auch nur ein Wort entschlüpfen zu lassen, welches Ottilien verrathen konnte, daß eine Schwester es sey, von der sie aufgefordert werde. „Soll ich," dachte sie, „den Vater in „den Augen der Tochter herabsetzen? — nimmermehr! — genug daß ich weiß, ich bin ihre „Schwester, und wenn sie erfährt, was die Fremde für ihren Vater that, so wird sie auch mich „schwesterlich lieben."

Emmas Brief goß wider Vermuthen neues Leben in Ottiliens Brust, und beschleunigte wohlthätig den Umlauf ihres schleichenden Blutes; denn welche Arzney ist kräftiger für einen Körper, der nur unter dem Drucke eines beladenen Herzens seufzt, als die Aussicht zu einer Thätigkeit, in welcher Pflicht und Liebe sich vereinen. Die Nachricht, welche Emma hinzugefügt hatte, daß zur völ=

völligen Genesung ihres Vaters Hoffnung vorhanden, und daß es bereits Augenblicke gebe, in welchen er seiner sich bewußt sey, versetzte die Kranke in eine taumelnde Freude. So verwandelt, mit dem Briefe in der Hand, mit glühenden Wangen und funkelnden Augen, fand sie der erstaunte Pfersberg. Sie flog ihm entgegen, und bat ihn, den Brief zu lesen. Er that es, betrachtete sie gerührt, und fragte sanft: „was wollen „Sie thun?"

„Ist das noch eine Frage?" erwiederte Ottilie mit schönem Unwillen: „soll ich von der „Fremden mich beschämen lassen? — Auch ich „kann arbeiten, und dem Himmel sey Dank, mir „hat in dieser Stunde Gott alle meine Jugend„kräfte plötzlich wieder gegeben!" —

„Lassen Sie sich nicht täuschen, liebes Mäd„chen, durch die Lebhaftigkeit eines Gefühls, die „nur durch Ueberspannung erzeugt wurde. Sie „wollen Ihren Vater durch Ihrer Hände Arbeit „ernähren, das ist schön, und würde allerdings „sehr belohnend für Ihr Herz seyn; doch Sie dür„fen sich auch nicht verheelen, daß Sie, bey die-

„sem zarten Körperbau dem Unternehmen nicht „gewachsen sind, darum müssen Sie jenem süs„sern Lohn entsagen, und sich begnügen, zu Er„reichung Ihres frommen Zweckes, ein anderes „Opfer zu bringen, daß Ihnen, ach! vielleicht „noch schwerer wird. Sie verstehn mich. Ver„gebens habe ich Sie bis jetzt gebeten, über mein „Vermögen zu schalten, und ich fühle wohl, daß „bey Ihrer Denkungsart meine Bitte stets „unerhört bleiben wird, so lange Sie mir nicht „ein Recht einräumen, Ihnen meine Hülfe auf„zudringen. Ich sage weiter nichts. An Ihnen „ist es, zu entscheiden. Das allein darf ich noch „hinzufügen, daß, wenn Sie meine Hand ver„schmähen, Sie wenigstens den Ersatz mir schul„dig sind, aus dieser verschmähten Hand die „Hälfte dessen zu empfangen, was mir der Zu„fall gab."

„Ich bin die Ihrige!" schluchzte Ottilie, indem sie von seinem Edelmuth überrascht, sich an seinen Busen warf. „Doch Sie haben gele„sen, mein Vater hat, Gott sey Dank, wieder „helle Augenblicke. Jetzt kann ich, ohne seinen

„See-

„Seegen, keine Verbindung schließen. Kommen „Sie zu seinen Füßen, und empfangen Sie „dort den Schwur meiner Treue, das Gelübde „meiner zärtlichsten Freundschaft!" —

Nicht mit jugendlichem, aufbrausenden Entzücken, aber mit herzlichem Vergnügen, mit dankbarer Innigkeit, schüttelte er Ottiliens Hand und küßte sie auf die Stirn. Schnelle Anstalten zur Reise wurden sogleich getroffen, obgleich Frau Bartels der Meynung war, daß man durchaus die Vermählung zuvor in Grafenrode feyern sollte; denn Einmal schicke es sich nicht, daß die Braut mit dem Bräutigam, ohne copulirt zu seyn, in den Wirthshäusern herum fahre; und dann, was würde der Herr Burgermeister, was der Herr Diaconus Pumpfel dazu sagen?

Die erste Bedenklichkeit hob Ottilie durch den Vorschlag, die Frau Muhme mitzunehmen als Ehrenwächterin, und dieser Gedanke hatte so viel Reizendes für die muntere Frau Bartels, daß sie die zweyte Bedenklichkeit darüber vergaß. In Ottiliens Vaterstadt gab es ja noch so viele Menschen, die ihre Meynung über dieß und jenes

nes noch nicht gehört hatten, und der alte Klumm selbst; nun konnte man ihm doch Einmal mündlich sagen, wie man es an seiner Stelle gemacht haben würde.

Die Reise wurde schnell und glücklich vollbracht, nur die Muhme hatte das Unglück, eine Schachtel mit ihrer schwarzen Sammtkappe auf einer Station zu vergessen. Sie war untröstlich darüber. Als aber Pfersberg eine Stafette zurücksandte, welche mehr kostete, als die ganze Kappe werth war, kehrte auch ihre Heiterkeit schnell zurück, und die Galanterie ihres Reisegefährten machte so tiefen Eindruck auf ihr verschrumpftes Gemüth, daß sie, vielleicht zum Erstenmal in ihrem Leben, bekannte: „Besser „hätte sie selber es nicht zu machen gewußt."

10. Der Knoten löst sich.

Ottiliens Empfindungen bey der Ankunft in ihrer Vaterstadt, und als sie die enge, steile Treppe zu Emma hinauf stieg, und als sie die Thür des kleinen Zimmers öffnete, und ihren

Vater erblickte, wie er emsig beschäftigt war, einen Zeisig Wasser ziehen zu lehren — Alles das mit Worten zu mahlen, wäre kühn. Anfangs erkannte der alte Klumm seine Tochter nicht; als aber Emma ihren Namen nannte, und ihre Thränen heiß auf seine dürre Hand fielen, da schien er nach und nach sich zu besinnen: „ey „Ottilie, lebst du auch noch?" sagte er freundlich, „wo bist du gewesen? sieh, ich bin alt und schwach „geworden — warum hast du mich verlassen? es „wäre mir übel ergangen, wenn mir Gott die„sen Engel nicht gesandt hätte." —

„Ihr Befehl," schluchzte Ottilie, durch seinen Vorwurf heftig erschüttert; und sogleich nahm Emma das Wort, erklärte, erinnerte, weckte stufenweise sein Gedächtniß. Er war sehr aufmerksam, und schien dann und wann wie aus einem Traume zu erwachen. „Ja, ja," sagte er endlich, „ich weiß noch Alles; nun, nun, weine „nur nicht — (er streichelte Ottilien mit der Hand über das Gesicht) „es hat mir dennoch an „nichts gefehlt. Ich hatte ja noch eine Toch„ter" —

Schnell

Schnell unterbrach ihn Emma wieder, um es zu keiner weitern Aufklärung kommen zu lassen. „Ihr guter Vater," sagte sie hastig, „hat mir „erlaubt, den Tochter-Namen mit Ihnen zu thei„len. —"

O meine Schwester! stammelte Ottilie, und drückte die Edle schwesterlich an ihre Brust.

Nach den ersten stürmischen Augenblicken begann sie zu erzählen, wie es ihr in Grafenrode ergangen, und wie sie gekommen, um den Seegen zu einer Verbindung zu erbitten, durch welche sie ihm ein glückliches sorgenfreyes Alter zu bereiten hoffe. Mit Schrecken und Betrübniß hörte Emma, daß sie künftig keinen Theil mehr an dem Unterhalt ihres Vaters nehmen sollte, und zum Erstenmale stand sie in Versuchung, ein Geheimniß zu verrathen, auf welches sie ein Recht zum Widerspruch gründen konnte. Der Alte murmelte unverständliche Worte in den Bart, hub einigemal an zu sprechen, brach wieder ab, rieb sich die Stirn, schien in seinem Gedächtniß etwas zu suchen. „Hm! hm!" sagte er endlich,

„wie

„wie ist mir denn Ottilie? ich hätte darauf ge„schworen, du wärst schon verheyrathet?"

„Mein Vater hatte einst die Absicht" — erwiederte Ottilie mit niedergeschlagenen Blicken, „mich mit dem Kammerassessor von Stolzen„beck —"

„Ach, nicht doch!" unterbrach sie Klumm, „das war ja längst vorbey. Ich meynte, ein An„derer — doch das hat mir wohl nur geträumt."

Emma zog Ottilien bey Seite, um ihr zu erklären, daß der Alte wahrscheinlich von Theodor spreche, der noch im Gefängniß um sie geworben.

„Und Sie wußten das?" fragte Ottilie mit großen Augen. —

„Ich war gegenwärtig. —"

„Und Sie hatten nichts dagegen? —"

„Ich sollte das Glück meines Wohl„thäters verhindern? ich, die ich sei„ne unaussprechliche Liebe zu Ihnen „kannte? —"

Ottilie wollte antworten, die Schaam verschloß ihr den Mund. „Aber," stotterte sie

end-

endlich, „mein Vater hatte diese Verbindung „mit seinem Fluche bedroht?“

Bebend erfuhr sie von Emma, wie schon längst mildere Gesinnungen in der Brust des Alten die Oberhand gewonnen, und wie er dem Jüngling in ihrer Gegenwart versichert habe, er überlasse die Wahl eines Gatten dem Herzen seiner Tochter.

Jetzt bedurfte Ottilie ihre ganze Kraft, um das Opfer zu vollbringen, zu dem sie entschlossen war. Doch, der Gedanke, daß Theodor, von dem auch Emma nichts wußte, schwerlich jemals zurückkehren werde, und mehr als Alles, die Vorstellung, durch abermaliges Wanken des edlen Pfersbergs Achtung zu verlieren, stärkten sie in dieser bittern Stunde, und muthig bat sie ihren Vater um die Erlaubniß, ihm Nachmittags den Eydam zuzuführen. Es geschah, und Pfersberg gewann den Alten sehr bald durch seine Treuherzigkeit. Mit Frau Bartels hingegen konnte er sich nicht vertragen, denn sie wollte ihn in der ersten Viertelstunde eine neue Manier lehren, um seinem Zeisig das Wasserziehen beyzubringen.

Ottiliens Vermählungstag wurde nur noch auf einige Wochen hinausgeschoben, um indessen eine bequeme Wohnung für die ganze Familie einzurichten. Daß auch Emma zu derselben gezählt wurde, obschon sie keinen Anspruch geltend machte, wird der Leser Ottiliens Herzen zutrauen. Seitdem Emma ihre ganze Geschichte, mit Ausnahme des Geheimnisses, der Schwester mitgetheilt, ihr Verhältniß zu Theodor aufgeklärt hatte, seitdem wurde sie aufrichtig von ihr geliebt, ja, Ottilie trug um so zärtlichere Sorgfalt für Emma, da sie dieselbe gleichsam als ein Vermächtniß ihres Theodor betrachtete. Auch ihr gutes Minchen vergaß sie nicht, und würde sie nicht vergessen haben, wenn sie auch nicht mit Theodor verwandt gewesen wäre. Aber freylich mußte sie sich selbst bekennen, daß sie ihr ehemaliges Kammermädchen vielleicht einige Tage später würde aufgesucht haben, wenn sie nicht die leise Hoffnung genährt hätte, durch sie etwas von den Schicksalen des Geliebten zu erfahren. Leider wußte Minchen auch nichts weiter, als Stadtklat-

schereyen: „ach! rief sie seufzend, er soll seinen „Glauben verleugnet haben! — “

„Das ist nicht wahr!“ sagte Ottilie heftig. —

„Das gebe Gott!“ erwiederte die wackere Frau, und seit diesem Augenblicke wurde Theodors Name nicht mehr zwischen ihnen genannt, und Ottilie sah den Tag ihrer Vermählung, zwar beklommen, aber mit Entschlossenheit heranrücken.

„Was giebts gutes Neues?“ fragte Florio den Posthalter auf der letzten Station vor seines Freundes Geburtsort. Der geschwätzige Mann erzählte Allerley, was die Reisenden wenig interessirte. Endlich hub er an: „wenn Sie etwa „bekannt im Klummschen Hause sind, so können „Sie Morgen einer großen Hochzeit beywoh„nen. — “

„Schon wieder eine Hochzeit im Klummschen „Hause? vermuthlich heyrathet er seine Mai„tresse? — “

„Maitresse? hä! hä! hä! nein, die Sünde „ist ihm abgestorben, aber übrigens sitzt der alte „Bösewicht dem Glücke schon wieder im Schooße,

„denn

„denn er hat einen reichen Schwiegersohn gefun„den, der ihn fürstlich hält. Morgen, wie ge„sagt, wird die Vermählung gefeyert.“

„Ist Mammsell Klumm so bald zur Wittwe „geworden?“

„Wittwe? sie war ja noch nie verheyra„thet. —“

Theodor glühte und erblaßte wechselsweise. Florio berief sich auf den tauben Consul zu Smyrna, der bey ihrer Vermählung gegenwärtig gewesen. Der Posthalter wußte dieses Räthsel nicht zu lösen. „Aber ist sie denn nicht nach Italien „gereist? —“

Auch das war ihm unbekannt. Seines Wissens sey sie blos in Grafenrode gewesen, von wo sie vor einigen Wochen in Gesellschaft ihres Bräutigams hier durchpassirt sey. „Eine bildschöne Person,“ fügte er hinzu, „ich habe mir sie recht „betrachtet, als sie da auf der nemlichen Stelle „saß, wo jetzt der Herr Doctor zu sitzen belie„ben.“ —

Theodor sprang auf und rannte in den Garten.

„Wie

„Wie heißt denn der Bräutigam?“ fragte Florio.

Der Posthalter schlug sein Buch auf, und nannte den Namen Pfersberg. —

„Pfersberg?“ rief Florio erstaunt, „was „Teufel! giebts auch noch einen Pfersberg in der „Welt? — wer ist er? woher kommt er? —“

„Damit weiß ich nicht zu dienen. —“

„Jung oder alt? —“

„Ein Mann bey Jahren, aber noch „rüstig. —“

Florio eilte seinem Freunde nach, der, als er ihn erblickte, ihm schon von ferne zurief: „wenn du mich liebst, so laß uns umkehren.“

„Mit nichten,“ erwiederte Jener, „zuvor „laß uns die wunderliche Geschichte aufklären. „Ein Mädchen ist unverloren, so lange sie noch „nicht in die Brautkammer verschlossen worden. „Und überdies habe ich selbst vielleicht ein grös„seres Interesse bey der Sache als du denkst. Doch „dafür hast du jetzt keinen Sinn. Ich will dir „auch keinesweges zumuthen, bey der Entwicke„lung des Knotens gegenwärtig zu seyn, denn

„es

„es wäre doch möglich, daß es schief damit ab=
„liefe. Allein, erwarten sollst du mich hier. Ich
„fliege in die Stadt, noch in dieser Nacht kehre
„ich zurück, und bringe ich dir eine Hiobspost,
„so machen wir auf der Stelle linksum.“

Ohne seines Freundes Antwort abzuwarten, sprang er in den Wagen und jagte nach der Stadt. Dort nahm er sich nicht einmal so viel Zeit, die Reisekleider zu wechseln, sondern ließ sich alsobald Klumm's Wohnung zeigen, trat mit Herzklopfen in das Haus, und begehrte den Bräutigam ohne Zeugen zu sprechen. Er wurde in ein abgelegenes Zimmer geführt, und Pfersberg erschien. Florio betrachtete ihn lange mit großen Augen, in welchen ein seltsames Gemisch von Empfindungen schwamm. Pfersberg, erstaunt über sein Schweigen, und durch seine Blicke auf etwas Wichtiges vorbereitet, fragte endlich nach seinem Begehren.

„Gott sey Dank!“ hub Florio an, „Ihre „Gestalt flößt mir Zutrauen ein,“ — und nun erzählte er ihm kurz und bündig, Alles, was er von Theodors und Ottiliens Liebe wußte.

„Sie

„Sie erzählen mir nichts neues," sagte Pfersberg gelassen," aber dieser Theodor ist verschwunden „und scheint seine Geliebte vergessen zu haben."

„Das hat er wohl bleiben lassen," erwiederte Florio hastig, „er sitzt auf der nächsten Station; „dort erfuhr er Ihre Vermählung, gerade in dem „Augenblicke, als er eilte, ein mühsam erworbe„nes Vermögen ihr zu Füßen zu legen, und ich „möchte kaum dafür stehn, daß er nicht eben jetzt „sich aus Verzweiflung vor den Kopf schießt."

Pfersberg wurde heftig durch diese Nachricht erschüttert. Er saß lange stumm und betäubt; auch Florio schwieg, verwandte aber kein Auge von ihm.

Nach einem schweren, sichtbaren Kampfe, ermannte sich Pfersberg und erklärte mit Würde: „Wenn es sich so verhält, so eilen Sie zurück, „und sagen Sie Ihrem Freunde, daß ihn Ottilie „noch liebt. Er soll kommen, sie aus meiner „Hand zu empfangen."

„Bravo!" schrie Florio mit Thränen in den Augen, und drückte den edlen Mann mit Ungestüm an seine Brust. „Sehn Sie Herr, wenn „Sie sich anders benommen hätten, ich wäre da-

„von

„von gegangen, und hätte nicht einmal wissen „mögen, ob Sie mein Vater sind?“ —

„Ihr Vater?“ stammelte Pfersberg.

„Nun, ich meyne nur so. Wenn Sie aus „Bergheim gebürtig sind —“

„Das bin ich.“ —

„Wenn Sie durch verdammte Schikane Landes „verwiesen wurden“ —

„So ist es.“ —

„Weiß Gott! so bin ich Ihr Sohn Ludwig.“

Die Schilderung der nächsten Stunde gebührt keiner Feder, sie will nur empfunden seyn. Daß dem verlornen Ludwig kein Aufruf seines Vaters jemals zu Gesichte gekommen, war sehr natürlich zugegangen, denn er las nie Zeitungen. Daß er den harten Namen Pfersberg gegen den harmonischen Florio vertauscht, war eine musikalische Grille gewesen; denn er hatte wahrgenommen, daß, um in der großen Welt ein sicheres Fortkommen zu finden, der Tanzmeister einen französischen, und der Tonkünstler einen italiänischen Namen tragen muß.

Schon war über dem Entzücken der Wiedergefundenen die Nacht hereingebrochen, als sie sich erst erinnerten, daß noch außer ihnen Jemand auf der Welt sey. Ottilie hatte herüber gesandt, und Pfersberg ersuchen lassen, den Fremden mit zur Gesellschaft zu bringen; allein er antwortete lächelnd: „heute kann der Fremde nicht erscheinen, „doch ich habe ihn auf Morgen zur Hochzeit gebe„ten." Darauf unterrichtete er seinen Sohn, wie er Ottilien zu überraschen wünsche, und trieb ihn selbst an, eilig dahin zurück zu kehren, wo der hoffnungslose Liebende seiner harrte. Florio war fast närrisch vor Freuden, und accompagnirte auf dem ganzen Wege das Posthorn mit seinem Jubelgeschrey. Als er um Mitternacht vor dem Posthause hielt, war sein erstes Wort: Champagner! und da keiner zu haben war, nahm er seinen Freund beym Kopf und schrie: „Ich wet„te, ich mache dich betrunken, auch ohne Cham„pagner!"

Wohl taumelte Theodor wie ein Betrunkener, als Florio seine Neuigkeiten auspackte. Taumelnd

stieg

stieg er in und aus dem Wagen; nur lautes Lachen und lautes Schluchzen machten dem Uebermaaße des Entzückens Luft.

Ottilie bemerkte schnell eine Veränderung an Pfersberg, als er wieder zur Gesellschaft kam. Er war so still, so einsylbig, sein Auge ruhte oft mit so freundlicher Wehmuth auf ihr. „Es muß „etwas vorgegangen seyn," sprach sie zu sich selbst, als sie am späten Abend zum letztenmal ihre jungfräuliche Zelle betrat; aber was? das vermochte sie nicht zu enträthseln.

Der Hochzeittag brach an. Schon am frühen Morgen hatte sich Ottilie in ihres Vaters Kammer gestohlen, hatte den blassen Greis unruhig schlummern sehn, und war an seinem Bette niedergekniet, um betend Kraft und Muth aus dem Anblick des Greises zu schöpfen, dem sie heute das Opfer ihrer ersten Liebe bringen wollte. Gestärkt erhob sie sich, und mit der Ruhe, welche das Bewußtseyn des nahen Vollbringens einer guten That gewährt, ließ sie sich von Minchen festlich kleiden, die an diesem Tage

die Freude sich nicht wollte nehmen lassen, ihr Amt noch Einmal zu verwalten.

Einfach, doch reizend geschmückt, saß sie an Emma's Seite, als man ihr die Ankunft des Bräutigams meldete. Mit hochklopfendem Herzen stand sie auf, ihn zu empfangen. Doch wer mahlt ihr Erstaunen, als die Thüren sich öffneten, und Pfersberg mit Theodor an der Hand hereintrat?

Während Ottilie in süsser Ohnmacht in des Geliebten Armen lag, hatte auch Florio seine Emma fest an das Herz gedrückt, und im ersten Schrecken erwiederte sie laut schreyend seinen feurigen Kuß. Alles Mißtrauen war verschwunden. Der bloße Anblick des alten Klumm hatte Florio'n von der Lächerlichkeit seines Argwohns überzeugt. Schon gestern fachte seines Vaters Zeugniß den nie erloschenen Funken seiner Liebe wieder an, und er sagte ihr kurz und gut: jetzt dürfe sie ihn nicht zum zweytenmale abweisen. Sie schien es auch gar nicht zu wollen, obwohl sie erröthend schwieg.

Die

Die Vermählungsfeyer mußte freylich abermals verschoben werden, zu großem Aergerniß der Frau Bartels, die viel sprach und von Niemanden gehört wurde. Zwar, der eingetauschte Bräutigam war bereit, noch diesen Abend mit Ottilien vor den Altar zu treten, allein Florio protestirte, und bestand darauf, daß beyde Hochzeiten an einem Tage gefeyert werden müßten. Das geschah wenige Tage nachher, und bey der Tafel behauptete der Vetter Leineweber einen Ehrenplatz, was auch die Muhme Bartels dagegen einwenden mochte.

Der edle Pfersberg erreichte ein hohes zufriedenes Alter, von Enkeln umgaukelt, im Genuß des ungetrübten häuslichen Glücks zweyer Familien. Auch dem alten Klumm fristete Theodors Kunst das Leben noch einige Jahre, doch den himmlischen Funken konnte er nicht wieder in ihm anfachen; der kindische Alte wurde zum Gespött seiner Enkel. Er starb, von seinen Töchtern pflichtmäßig beweint und betrauert, kein Segen folgte ihm ins Grab.

Erst als er tod war, vertraute Emma ihrem Gatten in einer herzlichen Stunde, den Grund ihres vormaligen räthselhaften Betragens, doch nicht eher, bis er durch einen theuern Eyd ihr Schweigen gelobt hatte. Er hielt seinen Schwur, und die erhöhte Achtung für das Herz seiner Gattin war der Lohn ihres Zutrauens. Ottilie erfuhr nie, daß Emma, die sie so gern Schwester nannte, würklich ihre Schwester sey.

Ende des dritten und letzten Buchs.

Erzählungen.

Glückseligkeit.

Eine Erzählung aus der großen Welt.

Was Glück sey? wissen wir ungefähr; was Glückseligkeit? darüber sind wir nicht einig. Der Dichter besingt, der Philosoph zergliedert sie; der Geringe sucht sie kriechend bey dem Vornehmen, der Vornehme beneidet sie oft dem Geringern; die Jugend genießt ihrer zuweilen ohne es zu wissen, das Alter schwatzt oft von ihr ohne sie gekannt zu haben; die Männer wollen sie ertrotzen, die Weiber, selbst beglückend, sich erschmeicheln. Jedermann spricht von ihr, verlangt nach ihr, sucht sie; aber selten findet sie

Einer, noch seltener wird sie genossen. Oft wähnt der Mensch sie sey entschlüpft in die Vergangenheit, oft, sie gaukle vor ihm in der Zukunft, indessen sie vielleicht neben ihm steht, und gerade lächelt, da er weg sieht. Ach! Jeder trägt sie im Herzen und sucht sie in der Weite. Entfernung von sich selbst ist Trennung von der Glückseligkeit.

„Lange schon" sagte der Graf Mühlheim zu dem Jüngling, seinem Sohne: „lange schon „wünscht' ich mein Herz dir zu öffnen. Väterliche „Rathschläge würdest du vergessen; meiner „Schwachheiten wirst du gedenken. Fehler vermeiden ist leichter, als Vorschriften befolgen; „minder Eindruck machen Tugend-Muster, als „Beispiele vom Gegentheil." — Des Jünglings Auge hieng an des Greises erzählenden Lippen.

Mein Vater war ein rauher Mann, der mich streng erzog, und mir durch seine trockene Vernunft das Vernünftigseyn zuwider machte. Als ich heran gewachsen, führte er mich in die große Welt, und predigte mir unaufhörlich: „sey gefällig; durch Gefälligkeit gewinnt „man

„man alle Herzen.“ — Er hatte Recht; soll aber der Gefällige nicht blos als ein glatter Dummkopf erscheinen, so muß er die Welt kennen, und die Welt ihn errathen; um ihm Dank zu wissen, muß sie Opfer voraussetzen. Wer sich in Andere fügt, wird nur dann belohnt, wenn jene ahnen, daß er einen eigenen Willen haben könne.

Diese überreife Frucht grauer Weltkenntniß war meinem blöden Geiste noch fremd; in den Häusern, die ich besuchte, spielte ich täglich meine Rolle, das heißt: ich machte Complimente links und rechts, marterte mich, einem Jeden etwas Schönes zu sagen, dem gnädigen Herrn über seine tölpischen Hunde, der gnädigen Frau über ihre ungezogenen Kinder, dem gnädigen Fräulein über ihr mittelmäßiges Clavierspiel; kein Bedienter war so schnell als ich, um einen fehlenden Stuhl zu holen, mein Arm erschien stets gebogen, um Treppen auf Treppen ab zu führen, ich spielte Whist um vier Groschen mit alten Betschwestern, allenfalls

auch

auch um Zahlpfennige mit den Kindern vom Hause. Was hatte ich am Ende von allen meinen Gefälligkeiten? Langeweile. — Und welche Meynung erregte ich bey andern? Ich sey eine gute Art von Hausthier, dem man alles aufladen könne, ohne eben zur Erkenntlichlichkeit verpflichtet zu seyn.

Schon war ich dieser Lebensart überdrüssig, als ich eines Tages in großer Gesellschaft bemerkte, daß eine der anwesenden Damen mich freundlich anblickte. Ich wurde roth bis an die Ohrläppchen. Sie näherte sich mir. Ich war entsetzlich verlegen und fühlte mich zugleich sehr geschmeichelt. Sie mochte wohl funfzig Jahre alt seyn, ich kaum zwanzig, folglich war sie jung. Unsere Unterhaltung wurde bald lebhaft, nehmlich, sie sprach viel, und ich antwortete wenig. Ihre Blicke machten mir Muth, ich bewunderte stotternd ihren Verstand; das gefiel ihr sehr, denn sie hatte keinen. Ich sagte in wenigen Worten eine Menge Albernheiten, sie lobte meinen Witz, das bezauberte mich, denn noch Niemand hatte Witz bey mir

vermuthet. Eitelkeit verband uns. Sie gilt gewöhnlich für Liebe, darum zerreißen auch die Bänder so schnell, wenn man aufhört sich zu schmeicheln.

Am dritten Tage hatte ich die unerhörte Kühnheit, ihr meinen Arm anzubieten, um sie nach Hause zu begleiten; sie nahm ihn an. Schon im Vorzimmer fieng ich an zu zittern. Zum Erstenmal mit einer Dame! der Augenblick schien mir entscheidend für meinen Ruf. Ich wollte sprechen, immer sprechen; holte die Gegenstände der Unterhaltung weit, weit her, wählte ängstlich meine Ausdrücke, und war gewaltig ehrfurchtsvoll, weil ich sie nicht errieth; sie hingegen war gewaltig zuvorkommend, weil sie mich durchschaute.

An ihrer Thüre wollte ich mich empfehlen. „Begleiten Sie mich bis in mein Zimmer" sagte sie. „Wenn ich so frey seyn darf" antwortete ich. —

„O ja. Sie dürfen so frey seyn; ich fürchte „mich nicht vor jungen Leuten."

Die gnädige Frau sind sehr gnädig. — Sie warf sich auf einen Sofa.

„Ich

„Ich mache keine Umstände mit Ihnen, denn „ich halte Sie für meinen Freund."

Sehr viel Ehre für mich. Wenn ich nur nicht beschwerlich falle.

„Wie alt sind sie?"

Zwanzig Jahr.

„Mein Gott! es ist heute sehr warm." — Sie lüftete das Halstuch.

Soll ich die Thür öffnen?

„Ums Himmelswillen nicht! das gäbe Zug-„wind, Verkältung. — Zwanzig Jahr? Wahr-„haftig für Ihr Alter sind Sie schon sehr gebil-„det."

Ach das sagen die gnädige Frau wohl nur, weil Sie eine alte Freundin meiner Mutter sind.

„Warum nicht gar! Ich schätze Ihre Mutter „hoch, aber die Verschiedenheit unserer Jahre — „Haben Sie viele Bekanntschaften?"

Ich besuche täglich das Haus, wo ich das Glück und die Ehre hatte Sie anzutreffen.

„Sehr

„Sehr wohl. Es sind recht gute Leute. Man „amüsirt sich zwar nicht sonderlich bey ihnen, aber „man ist doch sicher dort vor dem frechen jungen „Volk; ich meine die jungen Herrchen, die von „unsern Modedamen so verzogen und verwöhnt „werden, die in Gesellschaften das große Wort „führen, und unter vier Augen nichts zu sagen „wissen. Ich zeichne Sie wirklich sehr aus, in„dem ich Sie so allein empfange.“

Gnädige Frau, ich werde diese Güte nicht mißbrauchen.

„Das sehe ich. Fürwahr, jeder Andere an „Ihrer Stelle würde schon ein wenig unverschämt „geworden seyn.“

Ich wäre untröstlich, wenn ein solches Unglück mir begegnete.

„Nun, ich bin eben nicht pedantisch, und ver„lange keinesweges, daß man sich ewig in ehrer„bietiger Entfernung halte, nur den Anstand „muß man nicht verletzen. Sagen Sie mir doch, „mein kleiner Freund, sind Sie nie verliebt ge„wesen?“

Nein,

Nein, gnädige Frau, mein Vater will mich erst in zwey Jahren verheyrathen. –

„Es ist recht brav von Ihnen, daß Sie Ih„rem Herrn Vater so gewissenhaft gehorchen. In„dessen wäre es eben kein großes Unglück, wenn „Sie etwa Neigung für ein Frauenzimmer em„pfänden, — nur müßte es keiner von den jun„gen Zieraffen und Schwindelköpfen seyn, die, „statt Ihr Herz zu bilden, Sie überreden, Herz „sey nur ein leeres Wort."

O ich werde mich wohl hüten.

„Es ist schon spät, essen Sie zu Abend mit „mir."

Ich kann nicht, gnädige Frau; Papa und Mama würden auf mich warten.

„Nun so gehen Sie zu Papa und Mama."

Bey diesen letzten Worten flammte ihr Blick, ich war aber noch zu blind, um Zorn und Verachtung darin zu lesen. Ich empfahl mich ehrfurchtsvoll; draußen schöpfte ich Athem und war sehr zufrieden mit mir selbst, bis ich einige Zeit

nachher erfuhr, die Dame spreche überall: Der junge Mühlheim ist ein recht alberner Mensch.

Nach und nach schliff die große Welt mich ab; ich mußte so viele Sottisen hören, daß ich endlich keine mehr sagte; hingegen begieng ich deren desto mehr, weil alle meine Bekannten ein Gleiches thaten. Meine Blödigkeit gieng plötzlich in Unverschämtheit über. Die Extreme berühren sich; Gedankenlosigkeit ist die Quelle von beyden, nur Denken schützt vor beyden, aber nicht Jedermann mag denken. Ich hörte überall das Glück rühmen, über Unglück klagen; ich konnte nicht begreifen, warum man so ungeschickt sey, jenes seltener zu finden als dieses. Daß der Suchenden Wege meist Abwege sind, fiel mir nicht auf; ich verstünde es wohl besser, bildete ich mir ein, und keck setzte ich die höchste Glückseligkeit, wie so viele meines Alters, in die Menge verliebter Abentheuer. Ich gab mir ernstlich Mühe, recht lächerlich zu werden, und es gelang. Mit großem Respect

vor

vor mir selbst, verband ich eine tiefe Verachtung der Weiber, das ist der erste Schritt ihnen zu gefallen. Thoren glaubten fast, ich hätte Verdienste, weil ich mich selbst so unbefangen lobte; sie gestanden mir Rechte zu, weil ich mit edler Unverschämtheit Ansprüche machte. Mit einem Wort, ich erlangte sehr bald das Talent, zwanzig Frauen um ihren guten Ruf zu bringen, und fühlte mich sehr glücklich; denn ein Dummkopf, der ein Narr wird, ist der zufriedenste Mensch auf Gottes Erdboden. Ich war der verwegenste Parteygänger, oft auch der glücklichste. Die Prüden verführte ich, indem ich ihre Tugend rühmte, die Koketten, indem ich ihre Reize zu übersehen schien, Betschwestern, indem ich die ganze Welt verlästern half. Nur wenige Weiber widerstanden mir; die es thaten, lachte ich aus.

Aber meine Eroberungen entschlüpften mir auch eben so schnell als ich sie gemacht hatte. Die Prüden verjagten mich durch Eigensinn, die Koketten durch Leichtsinn; der Betschwestern grämliche

liche Bosheit empörte mein Gefühl; die geträumte Glückseligkeit zerrann nach kurzem Taumel. Es waren lauter Fresco-Gemälde, die nur in der Ferne täuschen.

Indessen hatte ich mir einen Ruf erworben, der, so schlecht er war, mir Vortheil brachte, denn die Mode macht alles liebenswürdig und fragt nicht nach Vernunft. Man trug meinem Vater eine anständige Partbie, das ist, ein reiches Mädchen, für mich an, ich willigte ein; die niedliche kleine Person war auf dem Lande erzogen worden, sie fand mich allerliebst. Bey unserer ersten Zusammenkunft setzte man uns an einen Kartentisch, sie öffnete kaum die Lippen, um die Farben zu nennen; ich fand aber doch, daß sie viel Verstand und sicher ein gutes Herz habe. Unsere Eltern brachten die Hauptsache in Richtigkeit, man copulirte uns, und wir sahen uns richtig zum drittenmale, als man uns in Gegenwart von einem Paar Dutzend Verwandten zusammen ins Bett legte. Ich bekenne, daß unsere Sitten mir in solchen Fällen ein wenig un-

sittlich scheinen: man zwingt ein armes Mädchen ganz öffentlich mit einem Menschen zu Bett zu gehn, der es kaum kennt; geschieht aber dasselbe heimlich, mit einem andern, der es anbetet, — lieber Himmel! welch' ein Spektakel!

Zwey Jahre lebten meine Frau und ich recht gut mit einander. Sie sprach wenig, ich antwortete noch weniger, denn ich meynte, es gehöre zur Würde des Ehemannes, einsilbig zu seyn. Mancher Hausfreund versicherte mich, meine Frau habe Geist; ich hielt das für ein Compliment und nahm mir nicht die Mühe es zu untersuchen. Es fand sich nach und nach, daß wir in Geschmack und Laune, in Charakter und Kenntnissen sehr verschieden waren. Ewige kleine Widersprüche füllten unsre Tage, und das ist bey weitem schlimmer, als dann und wann ein derber Zank. Lieber lauf ich einmal durch Platzregen, als täglich durch Nebel. Wir waren endlich beyde so glücklich, die Geduld zu verlieren, so aufrichtig, es uns zu gestehen, und so klug, uns ohne Aufsehn zu trennen. Deine Mutter gieng auf eines ihrer

Güter, und ich stürzte mich in den Strudel der Welt. Für Zerstreuung aller Art war ich stumpf geworden, Abentheuer gnügten mir nicht, der Ehrgeiz erwachte; der Weg zum Ruhme — so wähnte ich, — führt auch zum Tempel der Glückseligkeit. Du siehst, mein Sohn, ich bemäntele keine meiner Schwächen, damit du sie alle vermeiden lernst. Hätte ich geahndet, welche Sorgen ich mir bereitete! Nur mit den größten Verdiensten, oder mit den schlimmsten Eigenschaften, erklimmt man des Ruhmes steile Höhe, aber ich war verblendet; hatte ich doch Talent genug gehabt, das Unglück einiger Frauen zu machen, warum nicht auch das Glück eines Staats? — Ich betrat das Labyrinth der Intriguen und Kabalen; ich machte Leuten den Hof, die ich verachtete und die mich gering schätzten; ich versprach künftige Protection, um jetzige zu erhalten; — endlich gelang es mir, ich verdrängte einen wackern Mann von einem ehrenvollen Posten, den ich nur so lange behauptete als nöthig war, um meine Unfähigkeit und Undankbarkeit zu offenba-

ren. Ich zog mich zurück, haßte den Ruhm, haßte die Menschen, und doch verdroß es mich, daß sie meiner so leicht, so gern entbehrten, denn man leidet immer mehr durch Geringschätzung, welche man Andern einflößt, als durch solche, die man für Andere empfindet. Ein Ehrgeiziger kümmert sich wenig um Verachtung, so lange er oben steht; ist er aber gestürzt, so erträgt er sein Schicksal nur, wenn er die Achtung der Menschen mit sich nahm.

Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen Weisen kennen lernte, den, aus gleichen Irrthümern, spät, aber nicht zu spät, die Vernunft geweckt hatte. Er lebte still und glücklich auf dem Lande; ich sah ihn anfangs selten, dann öfter, endlich oft, seine Redlichkeit gewann mein Herz, seine Weisheit erleuchtete meinen Geist.

Freund, sagte er eines Tages zu mir, ich habe lange, gleich Dir, Vorurtheilen gefröhnt, mitten unter schimmernden Täuschungen nach Glückseligkeit gehascht, und sie nur dann erst gefunden,

als ich sie nicht mehr suchte. Hier wohne ich auf dem Erbe meiner Väter, ich gehe mit meinen Nachbarn um, entdecke oft Tugenden an ihnen, die ich nachahme, und ihre kleine Gebrechen irren mich nicht mehr. Besser, die große Welt vergessen, als gegen sie declamiren; Glückseligkeit wohnt nur in der Brust des Philosophen.

Des Philosophen?! rief ich erstaunt. Ich hatte mir immer Philosophie, Uebermuth und Langeweile gleichbedeutend gedacht.

Aechte Philosophie, fuhr er fort, trägt nicht das Joch der Eitelkeit, setzt keine übersinnlichen Schimären an die Stelle der Vernunft, hält nicht die anders denkenden für Dummköpfe, blickt nicht verachtend auf die Irrenden herab. Nein! Sie scheut das Laster und beklagt den Lasterhaften; sie thut anspruchlos das Gute, erträgt freundlich die Schwachen, liebt und ehrt die Bande der Gesellschaft, erkennt doch nur den Rang, den Tugend und Verdienste weihen, haßt die Menschen nicht, hilft ihnen, tröstet sie, lehrt sie den Zauberreiz

der

der Freundschaft kennen, schlingt um alle Herzen das schöne Band der Liebe und Dankbarkeit.

Ha! rief ich entzückt, wer diesem Bilde gliche! — Ja, es ist leichter, die Menschen zu verachten, als ihnen Gutes zu erzeigen. — Doch Du zähltest auch das Glück der Freundschaft zu den süßen Früchten der Philosophie; hast Du einen Freund gefunden Deiner würdig?

Eine Freundin, antwortete der Weise, deren zartes Gefühl sie eben so sicher auf die Bahn der Glückseligkeit leitete, als mich die Vernunft. Auch sie hat einst in der großen Welt gelebt, wo ihr Kopf bisweilen schwindelte, ihr Herz nie mitschuldig war. Jetzt entfaltet sie in ländlicher Stille Keim und Reiz jeder weiblichen Tugend. Sie ist meine Grenz-Nachbarin, wir sehen uns oft: die vertrauteste Freundschaft beseligt unsere Tage; denn nie so zart, so geistig und innig, ist Freundschaft zwischen Mann und Mann, als zwischen Mann und Weib, wenn erst das Alter der Liebe sinnliche Täuschung zerstört hat. Der Freund, gewöhnt das schöne Geschlecht achtungs-

voll

voll auszuzeichnen, ist aufmerksamer gegen die Freundin; gewisse Nachtheile, die aus Gleichheit entspringen, verschwinden, der Freund fühlt sich der Freundin wohl überlegen, ist ihr aber doch nicht gleich: wie kann der häßliche Wurm der Mißgunst auf ihre Rosen kriechen? Die Freundin, als Weib, haucht über ihre ganze Verbindung ein zartes empfindsames Etwas, dessen der Mann bey dem männlichen Freunde sich schämen würde.

Die feurige Rede von des Weisen Lippen sprühte zündende Funken in mein Herz. O! rief ich, fast schmerzlich bewegt, nimm mich mit zu Deiner Freundin! Laß mich wenigstens die Glückseligkeit sehen lernen! — Er war dazu bereit. Wo liegt ihr Landgut? Er nannte mir die Gegend. Desto besser, in dieser Gegend hab' ich ohnehin einen Besuch abzustatten, bey einer Frau von Berg.

Er stutzte. „Von Berg? Kennst Du die Dame?"

Nein, aber meine Frau, die schon lange fern von mir lebt, hat mich ersucht, ihr Jahrgehalt

im=

immer an diese Frau v. Berg auszahlen zu lassen, von der sie es am bequemsten empfangen werde. Ohne den Grund dieser Grille zu wissen, oder wissen zu wollen, thue ich das schon seit mehreren Jahren. Führt mich nun der Zufall in die Gegend, welche sie bewohnt, so meyne ich, es sey Wohlstands-Pflicht, ihr einen Besuch abzustatten.

„Du hast Recht, versetzte mein Freund, und „wirst es um so lieber thun, wenn ich Dir sage, „daß eben diese Frau v. Berg jene vertraute, mir „so theure Freundin ist. Morgen wollen wir zu „ihr fahren.“

Gern, erwiederte ich, doch verbirg ihr anfangs meinen Namen, denn ich wünschte von ihr recht unbefangene Nachrichten, meine Frau betreffend, zu erfahren: wie es ihr geht? wie sie lebt? welche Gesinnungen sie gegen mich hegt? — Ich hatte nie Abneigung für sie, wir haben uns bloß getrennt, weil sie die Welt verlassen und ich darin bleiben wollte. Ich habe mich seitdem wenig um sie bekümmert, aber es würde mich doch schmerzen, wenn sie mich gering schätzte. Sie soll

mich

mich wenigstens hinfort als einen unsichtbaren Freund betrachten.

Der Weise billigte meinen Vorsatz und schrieb sogleich einen langen Brief an Frau v. Berg, in dem er uns anmeldete, und den er noch Abends spät durch einen Boten fortsandte. Am andern Morgen fuhren wir selbst hin. Ich fand, von duftenden Linden beschattet, ein niedliches Haus, in dem Geschmack und Bequemlichkeit der Pracht entbehren konnten. Wir wurden in einen kühlen Sallon geführt, dessen Fenster durch Jalousieen so dicht verschlossen waren, daß fast weniger noch als Dämmerung darin herrschte. Es fiel mir auf. Sie liebt das so, sagte mein Freund ganz trocken. Es währte lange, ehe Frau v. Berg erschien. Eine seltsame Unruhe hatte sich meiner begeistert, es war eine gewisse Scheu vor der Freundin meiner Gattin; ich fühlte, daß sie mich nicht hochschätzen konnte. Verdiente Vorwürfe peinigen, auch wenn man sie nur erräth.

Endlich öffnete sich die Thür, eine verschleierte Dame trat herein. Ich wurde ihr vorgestellt,

als

als ein Mann, der sich aus dem Strudel der Welt an das Klippen-Eiland der Tugend gerettet habe. Sie seufzte und sprach leise: „Möchte doch „der Gemahl meiner Freundin, der Gräfin Mühl„heim, dieses Beyspiel nachahmen! Möchte er in „die Arme seiner Gattin zurückkehren, die ihr „Leichtsinn oft tadelnswerth, doch nie verächtlich „machte. Sie hat ihn geliebt, sie liebt ihn noch; „aus diesem Gefühl schöpft sie Trost und „Quaal." — Thränen unterbrachen die sanfte klagende Stimme. Ich fing an, die Wahrheit zu ahnen. Zitternd nahm ich das Wort. Ich freue mich, hub ich an, eine so warme Freundin der Gräfin Mühlheim zu finden. —

„Eine wärmere noch von dem Grafen," fiel sie mir hastig ins Wort. „Wie gern möcht' ich ihm „sagen, daß seine Gattin nur aus zu weit getrie„bener Delikatesse ihm ihre Zärtlichkeit verbarg. „Aufgedrungene Liebe gebährt Haß. Vielleicht „irrte sie. Weiblicher Stolz zertritt oft die näch„sten Blumen. Sie wären so leicht zu pflücken, „allein man schämt sich des Bückens. Zu spät be-

„reut

„reut meine Freundin den Irrthum. Wäre sie „zuvorkommender gewesen, vielleicht wäre ihr Gemahl nie auf Abwege gerathen.“ —

Die er heute zu Deinen Füßen verflucht! rief ich entzückt, indem ich ihre zitternden Kniee umfaßte, denn lange schon hatte die wohlbekannte Stimme mir Deine Mutter verrathen. Der Schleyer fiel vom Antlitz und sie in meine Arme. Ich drückte sie mit Jugendfeuer an mein Herz. Zerronnen, sprach ich, ist der kalte Nebel, in dem wir beyde wankten. Unser Herbst ist da, doch wahre Liebe wird ihn zum Frühling umschaffen. Unsere Züge haben gealtert, unsere Herzen sind verjüngt. Gatten, die sich hochachten, sind glücklicher in unsern Jahren, als solche, die nur Jugendfeuer, Leidenschaft und Laune aneinander knüpften. Wir werden glücklich seyn!

Acht Jahre sind bereits seit jenem seligen Augenblick verflossen; Du selbst, mein Sohn bist Zeuge, daß ich wahr prophezeyhte. Wir leben häuslich froh; wir üben stille Tugend; wir lieben uns in Dir; der Freund verschönert den Bund; und sie-

he,

he, ungerufen ist in unsrer Mitte Glückseligkeit erschienen. Wir suchen sie nicht, sie umschwebt uns immer; wir sehen sie nicht, sie wohnt in uns; wir fürchten nicht sie zu verlieren, denn wir sind unserer selbst gewiß.

Hier endigte Graf Mühlheim seine Erzählung. Ob der Jüngling aus der Lehre Nutzen gezogen? — Schwerlich! denn seit Jahrtausenden wird fremde Erfahrung gepriesen aber nicht benutzt.

Das Zinngießen am Neujahrs-Abend.

Caroline an ihre Freundin.

Ja, liebe Julie, ich bin verheyrathet, sehr glücklich verheyrathet, und kannst du wohl errathen, wem ich es zu verdanken habe? — Einzig und allein unserer alten Küchenmagd, der schielenden Christine, die sich so herzlich vor Gespenstern fürchtet, und über die wir uns oft so kindisch lustig

stig machten, als wir schon recht große Mädchen waren.

„Also kein blinder Liebesgott" hör' ich dich voll Verwunderung ausrufen, „sondern ein schie=„lender hat dich so schnell verkuppelt?" —

Nun so gar schnell ist es eben nicht zugegangen, und ich hätte dir wohl schon vier Wochen früher ein Wörtchen davon schreiben können. Zürne nur nicht, oder schilt mich nicht verschlossen. Wärst du gegenwärtig gewesen, ja dann hättest du längst alles erfahren, denn ein paar Mädchen, die ins Plaudern kommen, du weißt wohl, die müssen sich alle ihre Kleider und alle ihre Geheimnisse zeigen; da giebt ein Wort das andere, man bekennt halb, man wird halb errathen, und so geht die Herzens=Erleichterung ohne Anstoß von statten. Aber schriftlich — hilf Himmel! da muß man 24 Geschöpfe, die sich Buchstaben nennen, zu Vertrauten machen, und besonders die fünf, die sich das Recht anmaßen, die Empfindungen eines gefangenen Herzens auszudrücken. Es ist lächerlich, liebe Julie, aber wahr, daß, so oft

ich

ich in jener schönen Zeit, wo mein Herz zum erstenmale laut zu werden begann, das Wörtchen Liebe schreiben, und den Tüpfel über das i machen wollte, mir der verzweifelte Tüpfel immer vorkam wie ein Auge, das mir tief in die Brust schaute. Gott weiß, wie oft das fürchterliche Pünktchen mir eine Schaamröthe abgejagt hat. — Doch ich plaudere statt zu erzählen. Nun so höre.

Am Abende vor dem neuen Jahrstag — ich stickte nemlich die letzte Blume in einen Strickbeutel für meine Großmutter, — öffnete Christine die Thür und schielte herein. „Sind Sie allein liebes Mamsellchen?“ — Ja Christine. — Alsobald schob sie ihre kugelrunde Figur bis mitten in das Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ihre rechte Hand unter der Küchenschürze etwas verbarg. Ihr eines Auge sah dabey so listig aus, daß ich wirklich einen Augenblick auf den Argwohn gerieth, sie wolle mir ein Billet doux zustecken.

„Was bringst du denn da Christine?“

Ihr Glück, Mamsellchen.

„Nun

„Nun das muß eben nicht groß seyn, weil es „Platz unter deiner Schürze hat?“

Sie schwieg, nickte mit dem Kopfe und zog es langsam hervor. Das Herz klopfte mir ein wenig, denn nach allen den geheimnißvollen Anstalten, hätte ich fast darauf geschworen, es sey ein Billet. Aber siehe da, es war nichts mehr und nichts weniger als ein Stück Zinn.

Soll ich dir meine Schwachheit bekennen? — warum nicht? — Ich bin gewiß, daß ich die alte Christine tüchtig würde ausgescholten haben, wenn sie mir ein Billet gebracht hätte, und doch war es mir verdrießlich, mich in meiner Vermuthung getäuscht zu sehen.

„Was soll das?“ fragte ich mit gerunzelter Stirn.

Es ist heute der heilige Abend, wir wollen Glück gießen.

„Laß mich zufrieden!“ fuhr ich sie fast unsanft an. Aber sie ließ mich nicht eher zufrieden, bis ich, um sie nur los zu werden, versprach, einen einzigen Löffel voll geschmolzenen Zinnes in

das

das Wasser zu gießen. Nun trippelte sie geschäftig hin und her, holte ein Kohlenbecken und alles, was sonst zu dieser Wahrsagerey vonnöthen ist, und plauderte dazwischen so viel von meinem künftigen Manne, dessen Bekanntschaft sie ganz unbezweifelt in der nächsten Minute machen werde, daß sie mich wirklich endlich in eine lustige Laune versetzte. Alles war bereit, ich ließ ein Klümpchen Zinn im silbernen Löffel schmelzen, und dann, ihrer Anweisung gemäß, fein bedächtig in das eiskalte Wasser träufeln. Anfangs gieng es recht gut, aber als ich mich ein wenig mehr gegen das Licht kehren wollte, benahm ich mich so ungeschickt dabey, daß ich mit dem Ellbogen an die Mauer stieß, und mir den ganzen Rest des siedenden Zinnes auf die linke Hand goß.

Der Schmerz preßte mir ein lautes Geschrey aus. Mutter, Vater und Tante liefen herbey, ich würde bedauert und gescholten, Christinen wiederfuhr blos das letztere, aber sie kehrte sich weder an mein Geschrey noch an das Schelten meiner Mutter, denn ein weit wichtigerer Gegen-

stand

stand beschäftigte ihre ganze Aufmerksamkeit; sie holte nemlich das geronnene Zinn aus dem Wasser, untersuchte es bald mit dem gesunden, bald mit dem schielenden Auge, fand ihre Mühe belohnt, ihre Wünsche erreicht, und während ich in den grausamsten Schmerzen wimmerte, hüpfte sie lustig um mich her, und sagte, das Bischen Schmerz habe gar nichts zu bedeuten, denn ich würde einen schmucken, braven Mann bekommen. Meine Mutter jagte sie endlich zur Thüre hinaus.

Alle Hausmittelchen, um meiner verbrannten Hand Linderung zu verschaffen, wurden vergebens versucht; ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, und am Morgen hatte ich ein ziemlich starkes Wundfieber. Nun wurde nach einem Wundarzt geschickt, der sich auch bald einstellte und mir einen ordentlichen Verband auflegen wollte.

Während dies geschah, und ich ganz blaß und einfältig in meinem tiefsten Negligee vor dem Ehrenmanne stand, siehe, da stürzte plötzlich der Sekretär Lindau in das Zimmer. Ich hatte den jungen Mann kaum zweymal in meinem Leben

gesehen, und nie ein Wort mit ihm gesprochen, du kannst dir also vorstellen, wie sehr ich erschrack. Mein erster Gedanke war natürlich mein Schawl, der nicht weit von mir auf dem Sofa lag, aber ich Unglückliche konnte keinen Schritt nach ihm thun, denn die Hand des Wundarztes hielt meinen Arm fest. Auch hatte ich schon in der zweyten Secunde den Schawl und mich selbst vergessen, denn Lindau glich einer zitternden Leiche. „Verzeihen Sie," — stammelte er gegen mich gewandt. — „Um Gotteswillen!" rief er dem Wundarzt zu, „meine Mutter stirbt, — eine „Entzündung, — der Arzt hat einen Aderlaß „verordnet — schon seit einer halben Stunde renne ich in der Stadt herum und finde nichts als „Gratulanten — Erbarmen Sie sich, und kommen Sie auf der Stelle mit mir!"

„So bald ich hier mit der Mamsell" — hub der Wundarzt sehr gelassen an. Ich ließ ihn nicht ausreden. Er hatte so eben erst meine verbrannte Hand entblößt, aber ich zog sie ihm hastig weg. „Sie hören ja, mein Herr, daß hier vielleicht an

„einer Minute Leben oder Tod hängt. Fort! „Fort!“ —

„Erlauben Sie,“ sagte der eiskalte Mann, „der Weg ist weit, ich habe der Patienten viele, „und weiß nicht, ob ich nachher — “

„Und wenn Sie auch nie wiederkämen!“ rief ich in großer Bewegung, denn Lindaus bebende Gestalt, sein bleiches Gesicht, sein starres Auge erschütterten mich tief.

Nun! nun! brummte der Wundarzt und packte seine Lappen zusammen. Während dieser kurzen Verzögerung ermannte sich Lindau ein wenig, sah mir mit feuchten Augen ins Gesicht, dann auf meine verbrannte Hand, und wollte mir die küssen. Ich zog sie schnell weg und gab ihm die rechte. Er drückte sie heftig. Ich werde das — ich glaube er wollte sagen: nie vergessen; aber es schossen ihm plötzlich Thränen in die Augen. Schluchzen erstickte seine Stimme, er faßte den zögernden Wundarzt beym Arm und zog ihn zur Thür hinaus, ohne auch nur durch eine Verbeugung Abschied von mir zu nehmen.

Liebe Julie, es kommt doch wirklich in der Welt recht viel darauf an, in welchen Tagen und Augenblicken man Menschen kennen lernt. Erinnerst du dich noch des wackern Mannes, dem ich vor zwey Jahren einen Korb gab? — Zufälligerweise mußte er, als ich ihn zum erstenmale sah, (es war in einem öffentlichen Garten) grade mit seinem Bedienten zanken. Der Mensch hatte vermuthlich einen dummen Streich gemacht, sein Herr war sehr hitzig, in der Hitze sieht Niemand liebenswürdig aus, kurz, der Mann mißfiel mir, denn so oft ich nachher an ihn dachte, sah ich seine durch Zorn verzerrten Züge. Ich schlug seine Hand aus. Es war nicht recht von mir, denn ich weiß aus sichrer Quelle, daß er seine jetzige Frau sehr glücklich macht.

Und nun Lindau — An den paar Abenden, wo uns der Zufall auf Bällen zusammen führte, hatte ich ihn übersehen, denn er drängt sich nirgends vor; ich sah ihn also eigentlich zum erstenmale. Und wie sah ich ihn? — Ein guter Sohn, der für das Leben seiner Mutter zittert, ist ein sehr

interessanter Mensch. Seine bleiche Gestalt kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, ich vergaß darüber meiner eignen Schmerzen. Nachmittag sandte ich den Bedienten zu der alten Lindau, und ließ mich nach ihrem Befinden erkundigen. Ich erhielt zur Antwort: es sey nur wenig Hoffnung zur Genesung vorhanden. Wirklich, liebe Julie, ich habe recht herzlich für die Frau gebetet, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte. Ich schickte nun täglich, empfieng nach und nach tröstlichere Berichte, und in vier Wochen war sie außer Gefahr. Nun hielt ich für unschicklich, mich weiter um sie zu bekümmern, und erinnerte auch mein Herz, daß es unschicklich sey, sich noch immer so oft mit dem Sekretär Lindau zu beschäftigen. Aber die Herzen gleichen den verzogenen Kindern, die schon wissen, es habe nichts zu bedeuten, wenn Mama ruft: sey nicht unartig! Sie thun doch, was sie wollen. Freylich würde der Eindruck wohl nach und nach wieder verloschen seyn, denn Liebe muß Sonne haben, wenn sie blühen soll; aber glücklicherweise hatte Lindau es schicklich

ge-

gefunden, mir für meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu danken. Er ließ sich eines Sonntags ganz ordentlich und vernünftig melden. Das Herz klopfte mir, als der Bediente seinen Namen aussprach, und ich glaube, meine Wangen färbten sich auch ein wenig; aber ich empfieng ihn ganz ordentlich und vernünftig, wir saßen recht zierlich nebeneinander auf dem Sofa und wechselten Redensarten. Indessen lag die Last der Unterhaltung — dieser gesellschaftliche Frohndienst, — fast auf mir allein, denn ich merkte bald, daß der junge Mann nicht recht bey sich war. Er sah mich zuweilen an, als ob er in den letzten Schmollwinkel meines Herzens schauen wollte, und wenn ich nach einem solchen Blicke etwas recht Interessantes von ihm zu hören erwartete, so war es am Ende ein armseliges Ja oder Nein, das aus schweren Fesseln erlöst zu werden schien. Gewaltig neugierig war der Mann auch, alles was in meinem Zimmer stand und lag, genau zu untersuchen, und alles hatte seinen hohen Beyfall. Er freute sich über die Hyacinthen, die ich auf meinem Fenster

zog und über die Schnupftücher, die ich eben säumte; er freute sich über Tiedge's Urania, und über das Schwedische Kochbuch der Jungfer Wary, welches daneben lag, ja ich glaube wahrhaftig, er freute sich auch über den Staub auf meinem Claviere. Endlich sagte er — aber mehr zu sich selbst, als zu mir: — „Es ist hier alles so nett, so ächt jungfräulich!" — Was sollt' ich ihm darauf antworten?

Glücklicherweise trat mein Vater herein, und verwickelte ihn bald in ein gelehrtes Gespräch. Du weißt, mein Vater ist mit Leib und Seele Jurist; er packte den Fremdling und stürzte sich mit ihm in einen Strudel von Prozessen. Dadurch gewann ich Zeit mir den Mann recht ordentlich zu betrachten, und er fand Gnade vor meinen Augen. Als er gehen wollte, bat ihn mein Vater zum Essen, und er nahm die Einladung so hastig an, als ob er zu Hause keinen Bissen Brodt hätte, nur machte er zur Bedingung, daß man seiner Mutter es wissen lasse, und das gefiel mir wieder recht gut von ihm.

Bey Tische waren seine Augen wie Spione hinter mir her; es schien ihm zu gefallen, daß ich transchirte, daß ich Sallat machte, daß ich vorlegte, und als endlich gar mein Vater beym Desert erwähnte: „Dieses Backwerk liebe ich sehr, und darum macht meine Tochter mir es immer selbst;" da sah er mich so zufrieden an, als ob ich mir die Mühe für ihn gegeben hätte. Beym Abschied drückte er mir gar die Hand ein wenig, welches ich ein wenig unverschämt fand.

„Der Mann ist ein wackerer Jurist," sagte mein Vater: „ich habe ihm auf den Zahn ge„fühlt." — Ich mußte lächeln über den Zahn, denn meine Eitelkeit flüsterte: du hast ihm auf das Herz gefühlt.

Acht Tage vergiengen. Ich hörte und sah nichts vom Sekretär Lindau, aber ich dachte und fühlte allerley von ihm. Eine prophezeihende Stimme sagte mir, er werde am künftigen Sonntag wieder kommen, und siehe da, er kam wirklich; aber — solltest du es glauben? — er war so unverschämt, sich schon des Morgens um 9 Uhr bey

mir

mir melden zu lassen. Ich meynte, es sey ein Irrthum, und ließ ihn fragen: ob er vielleicht bey meinem Vater Geschäfte habe? — aber nein, der kecke Mensch ließ mir antworten, er wünsche mit mir zu sprechen, wenn ich nicht etwa in die Kirche gienge, oder vielleicht noch nicht gekleidet wäre. — Unglücklicherweise hatte der Bediente ihn sogleich versichert, ich gienge selten in die Kirche, wäre aber immer schon des Morgens um 7 Uhr gekleidet. Es blieb mir also kein Vorwand übrig, ihn abzuweisen. Er trat herein und sah wieder ganz anders aus als vor acht Tagen. Bescheidenheit, Rührung und Festigkeit hatten sich seltsam und angenehm in seinen Zügen gemischt. Als ich mich auf dem Sofa neben ihm niederließ, merkte ich, daß die Kniee mir ein wenig zitterten. Ich wollte, wie das erstemal, einige Redensarten abthun, aber — stell dir mein Schrecken vor! — der Mensch ergriff ohne Umstände meine Hand, und hub seinen Spruch folgendergestalt an:

„Vernunft und Herz haben mir gesagt, daß Sie ein vorzügliches Frauenzimmer sind. Mir fehlt zu meinem Glücke ein gutes Weib, und ich bin hergekommen Sie zu fragen, ob Sie das mir werden wollen? Ich habe kein Vermögen, aber einen Dienst, der mich nährt. Sie sind reich, das thut mir leid, denn ich kann diese Kluft mit nichts ausfüllen, als mit aufrichtiger Liebe. Daß ich so gradezu gehe, sey Ihnen ein Beweis meiner Achtung. Wollen Sie mir einen Beweis der Ihrigen geben, so antworten Sie mir eben so freymüthig."

Liebe Julie! und wenn es mein Leben kosten sollte, so wüßte ich dir nicht zu sagen was ich ihm antwortete, aber etwas unfreundliches muß es wohl nicht gewesen seyn, denn ich fand mich plötzlich — ich weiß selbst nicht wie, — in seinen Armen. Die alte Christine, die eben einen Küchenrath von mir holen wollte, machte geschwind die Thüre wieder zu, und ich hörte sie ganz deutlich rufen: Hab' ichs nicht prophezeiht? —

Mein Vater schien recht angenehm überrascht, als ich den juristischen Eydam in seine Arme führte. Es war aber ein Glück, daß Lindau schon vor acht Tagen Proben seiner Kenntniß abgelegt hatte, denn heute — meynte mein Vater, — habe er wie ein Stümper geantwortet und wäre gewiß in examine rigoroso abgewiesen worden. Das mochte wohl daher kommen, daß er den Brandfleck auf meiner linken Hand so oft küßte; ja wirklich so oft, daß ich endlich für das Beste hielt, ihm die linke wegzuziehen und die rechte ganz zu überlassen. So, liebe Julie, bin ich nun seit vier Wochen ein glückliches Weib, und habe der schielenden Christine ein recht artiges Präsent gemacht, denn ohne ihr Zinngießen am Neujahrs-Abend hätte ich meinen Lindau wohl nie kennen gelernt.

Alles durch Liebe, nichts ohne sie.

Constanzie war ein sehr hübsches Mädchen, das bekannten alle Männer ihrer Vaterstadt, und sogar einige Weiber. Sie zählte siebenzehn Jahre, als sie dem Secretär Huldmann den Kopf verdrehte, der ihn ohnehin schon ein wenig verdreht von Universitäten mitgebracht hatte. Nehmlich er zog dort der neuen ästhetischen Morgenröthe nach, und hatte noch nicht bemerkt, daß der Morgen kühl und nebelig war. Uebrigens ein herzensguter Jüngling, mit so viel gesundem Menschenverstand begabt, daß sich voraussehen ließ, er werde in einer großen Stadt, wo man jedem Dinge schnell die lächerliche Seite abgewinnt, bald wieder vernünftig werden. Die Liebe konnte freylich dazu nicht wirken; denn in der Regel bessert sie Thorheiten nicht, sondern theilt sie vielmehr dem geliebten Gegenstande mit. Jedes Mädchen hält den ersten Eroberer seines Herzens

für

für einen Halbgott, glaubt alles, was er will, überzeugt sich von allem, was er glaubt, und giebt keiner Ahndung Raum, daß es auch wohl anders, oder gar besser seyn könne. Also blieb Huldmann fürs Erste, wie er im Grunde nicht war; denn Constanzie schmiegte ihren Geist in seine Formen, das heißt, sie liebte ihn.

Reiche junge Leute denken heutzutage nicht an's Heyrathen, weil sie es bequemer finden, Wollust zu kaufen, als Liebe zu verdienen, und weil häusliches Glück das unhäusliche bisweilen verdrängt. Wenn ich also dem Leser verrathe, daß Huldmann sehr stark ans Heyrathen dachte, so heißt das mit andern Worten: er war ein armer Teufel. Bey Constantiens Wiege hatte auch nur die Natur mütterlich verweilt, das Glück war vorüber geflogen. Ihr Vater verwaltete einen sehr einträglichen Posten beym Zoll, der dem ehrlichen Manne nichts eintrug. Die treffliche Erziehung seiner Tochter darbte er sich lieber vom Munde, als von der Pflicht ab. Es war ihm gelungen, seinen Stolz aus ihr zu bilden.

Die väterliche Eitelkeit schmeichelte ihm mit hohen Aussichten; daher wurde Huldmanns Anwerbung mit Kopfschütteln, — von der Tochter mit Seufzern beantwortet. Außer den Seufzern gab sie ihm noch einige Schwüre mit auf den Weg, und seine Hoffnung ankerte an dem Felsen der Mädchentreue, der bekanntlich den Inseln gleicht, welche an der Schwedischen Küste die sogenannte Luftspiegelung hervorbringt.

Bald darauf erblickte ein reicher Jüngling, Namens Novalis, die schöne Constanzie in einer ästhetischen Vorlesung, in welcher damals mehrere Damen Strümpfe strickten. Mit seiner Brille auf der Nase, trat er vor sie hin — (denn er machte sich und andern weiß, daß er ohne Brille nicht sehen könne) — ward von der Lieblichkeit ergriffen, die sich in jedem ihrer Züge rein aussprach, schloß aus dem Orte wo er sie fand, auf die höhere Bildung ihres Geistes; und da eben ein alter eigensinniger Oheim die Vermählung seines Neffen zur Bedingung einer reichen Erbschaft machte; so entschloß er sich kurz und schlecht,

dieses reizende Mädchen zu seinem ehelichen Bewunderer zu erheben. Constanziens alter Vater, der noch keine Brille trug, nahm den jungen Menschen mit der Brille sehr gütig auf, und versprach, die Sache reiflich zu überlegen, worauf sich Novalis mit einem Lächeln empfahl, welches in seiner Sprache sich ausdrückte: „Wozu noch überlegen, Du gemeiner ökonomischer Mensch?"

Als er fort war, wollte der vergnügte Alte seine Tochter rufen lassen, doch ein abermaliger Besuch hinderte ihn daran. Der ehrliche Kaufmann Knox trat herein, ein sparsamer, vorsichtiger Mann von dreißig Jahren, in dessen Laden Constanzie vor mehrern Wochen Battist zu Jabots an Mannshemden gekauft hatte. Herr Knox pflegte sonst zwar wenig auf das Naturprodukt einer vergänglichen Schönheit zu achten, und von allen Kunstprodukten waren die gangbaren Münzen ihm die liebsten; allein die liebliche Freundlichkeit, durch welche Constanzie ihren Reizen den eigentlichen Zauber lieh, bewieß auch an ihm ihre Kraft, und spannte seine Aufmerksamkeit

auf

auf ihr ganzes Thun und Wesen. Sie sprach über den Battist mit vieler Sachkenntniß, sie maß sehr genau und künstlich aus, wie viele Jabots aus einer Elle von dem Zeuge sich verfertigen ließen; und endlich handelte sie um den Preis wohl eine Viertelstunde lang, troz einer alten Jungfer. Herr Knox pflegte das sonst wohl übel zu nehmen, diesmal aber — o Liebe, du Wunderthäterin! — überließ er wirklich die Elle Battist, zum erstenmal in seinem Leben, um den Einkaufspreiß, und erschrack selbst nicht wenig darüber, als sie fort war. Er fieng an, der Sache weiter nachzudenken; er fand, daß dieses Frauenzimmer, wenn es ihr belieben sollte, viel bey ihm zu kaufen, ihn endlich an den Bettelstab bringen würde, und daß, um solches zu verhindern, es kein besseres Mittel gebe, als Constanzien zu seinem Associé zu machen, jedoch zuvor an einigen Sonntagen — denn in der Woche hatte er keine Zeit dazu, — sich nach ihrem Charakter und ihrer Aufführung näher zu erkundigen. Da er nun nichts als Gutes von ihr hörte, so

ward

ward der vierte oder fünfte Sonntag zu einem feyerlichen Besuch bey ihrem Vater anberaumet, wo er denn auch mit einer weißgepuderten Perücke und in einem braunen Rock vom feinsten Englischen Tuche erschien, als der Brillen-Mann den Alten so eben verlassen hatte.

Herr Knox brachte seine Worte mit gehöriger Breite an den Mann, wobey er das Stockband um den porcellainenen Knopf wohl zwanzigmal auf- und abwickelte. Der Vater, der aus seinen Zollregistern wußte, daß der Handel dieses ehrenfesten Freywerbers sehr beträchtlich war, entließ auch ihn mit der freundlichen Versicherung, daß sein Gesuch in reifliche Erwägung gezogen werden solle. Mehr hatte Herr Knox nicht erwartet; er würde im Gegentheil sehr heftig erschrocken seyn, wenn man ihm mit dem Jawort ins Haus gefallen wäre, denn gut Ding will Weile haben. Er giemg daher sehr vergnügt nach Hause, bestellte sich Nachmittags Levantischen Kaffee, was er sonst nur an hohen Festen zu thun pflegte, rauchte eine Pfeife Knaster zum Fenster hinaus, und er-

erwiederte die Grüße der Vorübergehenden mit sehr freundlichem Kopfnicken.

Constanziens Vater hatte, nachdem Herr Knor von ihm geschieden, kaum einigemal hm! hm! hm! gebrummt, und seine Nachtmütze von der Scheitel auf die Stirn geschoben, als schon wieder ein gekrümmter Finger draussen an seine Thür klopfte. — Herein! — Da öffnete der Klopfer so vorsichtig, als ob er fürchtete, es würden Vögel herausfliegen, und es erschien eine sehr freundliche Jammergestalt, die dem Magister Pancrazius zugehörte, einem entsetzlich gelehrten Manne, der unter andern mit ungeheurem Aufwand von Belesenheit, durch einige tausend Citate gründlich erwiesen hatte, daß Kaiser Karl des Großen Schuhschnallen rund und nicht viereckigt gewesen. Seine Nase verlängerte sich in eine blasse Spitze, seine Augen trugen die Spuren der gelehrten Nachtwachen, und sein ganzes Knochengebäude schien mit einem trockenen Pergament überzogen. Uebrigens war er ein schüchterner, höflicher Mann,

der

der nicht allein keinem Kinde etwas zu leide that (wie man sehr drollig zu sagen pflegt) sondern auch keinem erwachsenen Menschen. Sein Vater, ein Kaufmann, hatte ihm ein Vermögen von 50000 Thalern hinterlassen, dessen Interessen er jährlich in seltne Ausgaben von Classikern verwandelte. Sonst brauchte er zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft sehr wenig, fühlte sich bey seinen geringen Bedürfnissen glücklich, und hatte, bis in das vierzigste Jahr, die Mutter der Gracchen ausgenommen, an keine Frau gedacht. Seit kurzem erst — da seine Augen anfiengen das Licht zu scheuen, und an langen Winterabenden ein stechender Schmerz ihn hinderte die Zerstörung Troja's von Tryphiodotus, oder Oppian's griechisches Lehrgedicht vom Fisch- und Vogelfange zu lesen, — war er auf den Gedanken gerathen, eine Lebensgefährtin, oder vielmehr eine Stunden-Gefährtin zu suchen. Denn seine eigentlichen Lebensgefährten waren die Todten. Seine Frau sollte weiter nichts mit ihm zu schaffen haben, als ihm durch heitre Laune einige Abendstunden weggaukeln, während er ganz

ruhig, mit dem grünen Schirm über die Augen, ihrem muntern Geschwätz zuhorchen wollte. Die übrige Zeit sollte sie still und eingezogen in ihrem Gynäceum verleben. Diesen christlich gelehrten Plan eröffnete er im Vertrauen einer Base, die selbst ein paar artige Töchter hatte, und in deren Hause sich wöchentlich Einmal die muntern Freundinnen ihrer Töchter zu versammeln pflegten. „Kommen sie auf den Sonnabend zu mir," sagte die Base, „da haben Sie das Aussuchen unter acht oder neun hübschen Mädchen."

„Sehr wohl," erwiederte Herr Pancrazius, „aber muß ich auch mit ihnen reden?"

„Das ist nicht vonnöthen," beruhigte ihn die Base! „Sie mögen sich in eine Ecke setzen, den „muthwilligen Kindern zuhören, und am Ende „diejenige wählen, deren Unterhaltung Ihnen am „angenehmsten scheint." — Herr Pancrazius fand sich am nächsten Sonnabend richtig ein, saß in einer Ecke, wurde von den muntern Mädchen gar nicht bemerkt, hingegen durch Constanziens heitre Laune ganz bezaubert. Sie war wirklich

an diesem Abend sehr liebenswürdig, ihr Auge glänzte von Freude, und ihre schönen Lippen flossen über von Witz und Scherz. — „Jene dort „mit dem grünen Hute,“ flüsterte er der Base zu, „habe ich mir erkieset.“

„Daran haben Sie sehr wohl gethan,“ lächelte die Base, „der Himmel segne ihren Entschluß.“ —

„Ach ja!“ seufzte er, und gieng zu Constanziens Vater, dem er die Sache in zwey wohlgeordneten Perioden vortrug. Im ersten Augenblicke war der Alte ein wenig überrascht, denn er dachte sich des Herrn Pancrazius Knochenfinger in der atlasweichen Hand seiner Tochter. Da aber diese Knochenfinger auf einen Sack mit 50000 Thaler deuteten, so schob er sehr höflich seine Mütze, und versprach des Gelehrten bescheidene Wünsche Constanzien an's Herz zu legen. Ein Händedruck beym Abschied preßte dem guten Pancrazius einige Schmerzenstöne aus, und auf dem Heimwege beschloß er, durch ein Tractätlein von einigen Alphabeten zu beweisen, daß das Händedrücken weder

der bey den Griechen noch Römern Sitte gewesen.

Constanziens Vater gieng im Zimmer auf und ab, rieb sich lachend die Hände, und sprach: Nun, da kann ich ja meiner Tochter diesen Mittag bey jeder Schüssel einen andern Mann vorschlagen.

Ehe aber noch die Suppe aufgetragen wurde, trat ein Jugendfreund, Herr Dürrbein in's Zimmer, und sobald sein Husten ihn zu Athem kommen ließ, hub er folgender Gestalt an:

„Mein lieber alter Freund, ich bin gekommen „bey dir zu speisen."

„Sehr wohl, du bist willkommen."

„Dann hab' ich dir eine Herzensbeschwerde „vorzutragen."

„Ey, ey, ich dachte du hättest nur noch Brust„beschwerden?"

„Eben deswegen." Ich werde alt und mein „Husten mehrt sich täglich. Du hast oft über mich „Hagestolzen gespottet; ich fange an zu fühlen, „daß du Recht hattest. Ein paar Tage in der

Wo-

„Woche muß ich das Bett hüten, da brauch' ich „Pflege. Nun bin ich neulich, als du das böse „Fieber hattest, und ich täglich zu dir kam, mit „Vergnügen gewahr worden, daß deine Tochter „eine trefliche Krankenpflegerin ist. Du warest „ein wenig mürrisch und eigensinnig, aber nicht „von deinem Bette ist sie gewichen Tag und Nacht, „mit Freundlichkeit hat sie dir alles an den Au„gen abgesehen, das hat mich innerlich ergötzt, „und mir den Gedanken ins Herz gegeben: das „wäre eine Frau für dich."

„So?" sagte der Alte und machte große Augen.

„Nun du kennst mich," fuhr Herr Dürrbein fort, „ich bin ein wohlhabender Mann, und ster„be ich einmal, so vermache ich ihr mein ganzes „Vermögen."

„Sonderbar!" erwiederte der Vater, „du bist „heute schon der Vierte, der um meine Tochter „wirbt." Und nun erzählte er ihm, welche Besuche er bereits empfangen, und wie er sie abgefertigt. „Dir, beschloß er, muß ich das nemliche „sagen; du bist ein reicher Mann, wie Jene, ich

„habe gegen dich so wenig einzuwenden als gegen „jene. Darum laß ich meiner Tochter freye Wahl.“

Sobald der hustende Freund sich entfernt hatte, wurde Constanzie herbey gerufen, und in die Gallerie ihrer Anbeter geführt. Anfangs lachte sie über alle Freyer, doch dadurch ließ der Vater sich nicht abschrecken, denn er wußte sehr gut, daß die Mädchen oft über Männer lachen, die sie nachher recht gern heyrathen. Er führte ihr sein Alter zu Gemüthe, und redete ihr beweglich zu, ihm die Freude zu machen, sie noch vor seinem Ende versorgt zu sehen; er bewieß ihr zugleich, daß sie auf Huldmann in den nächsten zehn Jahren nicht rechnen könne. Da er nun eine große Gewalt über ihr weiches, kindliches Herz besaß, so bewog er sie endlich zu einer Wahl. Daß diese auf den jungen Novalis fiel, läßt sich vermuthen, denn von den vier Freyern glich er doch immer noch am meisten ihrem Ideale. Sein Glück wurde ihm kund gethan, überraschte ihn aber nicht, denn er hatte ohnehin nicht daran gezweifelt. Constanzie sagte ihrem Geliebten schriftlich ein weh-

müthi-

müthiges Lebewohl, und gab dem Brillen-Mann ihre Hand.

Aber noch waren die Flitterwochen nicht verflossen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen schwimmend zu ihrem Vater ins Zimmer stürzte, sich zu seinen Füssen warf, und ihn um der Asche ihrer Mutter willen anflehte, sie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenlosen Egoismus ihres Mannes, über die Geringschätzung, mit der er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust, Branntwein und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit. — Noch hatte der Vater nicht zum Worte kommen können, als auch schon der Brillen-Eydam herein trat, und mit großer Gelassenheit erklärte: er könne seine Frau nicht behalten, da er sich gänzlich in ihr geirrt. In dem Hörsaal eines großen Dichters habe er sie zuerst gefunden, aus ihrer gespannten Aufmerksamkeit auf eine höhere Bildung, die der seinigen gleiche, geschlossen, nun aber finde sich, daß sie gar keinen Sinn für die Kunst habe; sie wer-

werde entzückt durch Wieland und lache über seinen Namensvetter Novalis; kurz, ihr beyderseitiger Geschmack sey allzu heterogen, und daher am besten, ihr Band je eher je lieber aufzulösen.

Der Vater, stolz auf seine Tochter und gerührt durch ihre Thränen, willigte augenblicklich ein, und die kurze Ehe ward getrennt. „Aber" fragte er einige Wochen nachher Constanzien, „erklären mir doch, wie gieng es zu, daß du jene „Vorlesungen so eifrig besuchtest, und den Brillenmann dadurch zu Trugschlüssen verleitetest?"

„Ach, lieber Vater!" erwiederte Constanzie, „es war Huldmanns Wunsch, ich that es „ihm zu Liebe." — Der Vater schüttelte den Kopf und schwieg. Aber es drückte ihn heimlich. So lange die schöne Frucht am Baume hängt, dachte er bey sich selbst, lockt sie den Vorübergehenden; liegt sie aber erst gebrochen, mit den Spuren fremder Zähne, — wer hebt sie auf?

So dachte jedoch Herr Knox keineswegs; kaum hatte er vernommen, daß Constanziens

Herz

Herz eine freye Waare sey, um die man wieder feilschen dürfe, als er am nächsten Sonntage seine ehrenfeste Anwerbung erneuerte. „Ich wußte „wohl, setzte er lächelnd hinzu, daß die junge „Person zu der heutigen curiosen Raserey keine „Neigung trage, sondern vielmehr zu einer spar„samen, sittsamen Hausfrau von dem allmächti„gen Schöpfer gebildet worden." — Ein Jahr früher würde Constanzie geantwortet haben: „Mein lieber Herr Knox, wenigstens hat der all„mächtige Schöpfer mich nicht für Sie gebildet." Doch nun, da sie dem Vater Sorgen ins Haus gebracht, und täglich den Wunsch, sie wieder vermählt zu sehen, in seinen auf ihr ruhenden Blicken las; jetzt überwand sie ihren Widerwillen, und folgte, wie ein geduldiges Lamm, Herr Knoxen zum Altare.

So wenig Reize auch des neuen Gemahls Wohn= und Schlafzimmer für sie hatte, so anziehend hingegen schien ihr sein Kramladen. Bänder, Spitzen, ostindische Zeuge, Lyoner Waaren und Quincaillerie, welch' ein glänzendes Gemisch!

misch! welche unwiderstehliche Versuchung für die weibliche Eitelkeit, durch Liebe nicht gezügelt. Herr Knor, der nur um die Mittagsstunde aus seinem Laden kam, und selbst bey Tische noch zu rechnen pflegte, überließ die junge hübsche Frau der gefährlichen Langenweile, und hatte noch von Glück zu sagen, daß sie diesen Feind der ehelichen Treue blos durch Putzen vertrieb. Aber freylich putzte sie sich auch den ganzen Tag, die kostbarsten Waaren verschwanden ihm unter den Händen, und so oft eine neue Kiste vom Zollhaus gebracht wurde, stand Madam schon auf der Lauer, um beym Auspacken das Beste für sich zu wählen.

Herr Knor runzelte anfangs die Stirne, schüttelte den Kopf, brummte in den Bart, das half nichts. — Er versuchte Bitten, Vorstellungen, das half wenig. Er schalt, fluchte, drohte, da machte es Constanzie noch ärger. „Sehr wohl, „Madam," sprach er eines Montags, als sie eben wieder einen Spitzen-Schawl gekapert hatte, „bis „künftigen Sonntag halte ich es noch aus, aber kei-

„keine Stunde länger.“ — Madam verstand ihn nicht, und hielt es auch nicht der Mühe werth, über irgend etwas nachzudenken, das ihrem Gemahl zu sagen beliebte. Sie putzte sich in dieser Woche, wie sie sich in allen vorigen geputzt hatte; als aber der Sonntag kam, da putzte sich Herr Knox auch und gieng zu ihrem Vater. „Willkommen, Herr Sohn,“ rief ihm dieser entgegen, „was bringen Sie Gutes?“

„Nichts Gutes, Ew. Wohledeln; mein gänz„licher Ruin ist vor der Thür.“

„Ich will nicht hoffen! haben Sie eine un„glückliche Speculation gemacht?“

„Ach leider ja! Als ich mit Dero Frau Toch„ter in die eheliche Gemeinschaft trat,“ und nun hub er an zu erzählen, wie er vermeint habe, eine spar- und tugendsame, mit Handelsgeist begabte Hausfrau heimzuführen, indem selbige als Demoisell um eine Elle Battist so vortrefflich gehandelt, und dessen Eintheilung in möglichst viele Jabots so kunstreich angeordnet, daß ihm sogleich sein Herz darob entbrannt, und die einträglichsten Hoff-

nun-

nungen daraus geschöpft habe; nun aber mache sie es so und so, — dabey gerieth Herr Knor in Hitze, mahlte das Bild mit allzu grellen Farben aus, und ließ sich sogar unzierliche Scheltworte entschlüpfen.

Constanziens Vater war ein sanfter Mann und schwer aus dem Gleichgewicht zu bringen; doch wer seine Tochter schalt, der griff ihm an die Seele. „Genug, mein Herr! Schicken Sie mir Ihre gewesene Frau!" rief er mit glühender Wange und feurigen Augen, indem er den geputzten Eydam bey der Brust nahm, und ihn zur Thür hinaus warf. „Ich werde," so ließ dieser auf der Treppe sich noch vernehmen, „zu einer „schicklichen Alimentation mich billig finden las„sen."

„Gehn Sie zum Teufel!" fluchte der Alte hinter ihm her, „ich habe, Gott sey Dank, noch genug um mein einziges Kind zu ernähren." — Gott sey Dank! wiederholte Herr Knor unten vor der Hausthür, und Gott sey Dank! murmelte er wohl noch zwanzig Mal, ehe er seine eigene

gene Schwelle betrat. — Mit einer Mischung von Schrecken und Freude hörte Constanzie ihr Urtheil, faßte sich schnell, warf ihm leichtes Herzens den ganzen Plunder hin, der bisher ihren einzigen Lebensgenuß ausmachte, und floh in die Arme ihres Vaters, wo sie bald Ruhe und Zufriedenheit wieder fand, indem sie sein Hauswesen unverdrossen mit Ordnung und Sparsamkeit verwaltete. Von ungeregelter Eitelkeit schien jede Spur verschwunden.

„Aber sage mir nur, Constanzie," hub einst der Alte freundlich an, „wie in aller Welt geht „es zu, daß du in deines Mannes Hause eine „verschwenderische Modenärrin warst, bey mir „hingegen eine sorgsame, treffliche Wirthin bist?"

„Mein guter Vater", erwiederte Constanzie, indem sie seine Hand zärtlich an ihre Lippen drückte, „das macht, weil ich Sie liebe."

„Als du aber den Battist in seinem Laden kauf„test, nicht wahr, da stelltest du dich nur so wirth„schaftlich, um ihn zu fangen?"

„Bewahre der Himmel, mein Vater! ich kauf=
„te für Huldmann, der mich darum gebeten
„hatte.“

„So so, nun versteh' ich!“ sagte der Alte,
und wandte sich von ihr, um einen Seufzer zu er=
sticken, und ein Lächeln zu verbergen.

„Wissen Sie auch schon,“ fragte die Base den
gelehrten Vetter Pancrazius, „daß Ihre schöne
„Constanzie wieder frey ist?“

„Ei wirklich? Ist Herr Novalis gestorben?“

„Herr Novalis? — Mein Gott, von dem wurde
„sie ja drey Monat nach der Hochzeit geschieden,
„und heyrathete den Kaufmann Knox, der es auch
„nur ein halbes Jahr mit ihr ausgehalten hat.“

„So? — Ey! — Von alle dem habe ich nichts
„gewußt.“ — Der gute Mann sprach die Wahr=
heit, denn was nicht im Intelligenzblatt der Li=
teratur=Zeitung bekannt gemacht wurde, das er=
fuhr er auch nicht. Indessen dankte er der ge=
schwätzigen Frau Base mit besonderer Freundlich=
keit, um so mehr, da — wie er seufzend hinzu=
füg=

fügte, — seine Augen bei Lichte immer schwächer würden.

„Wie!“ rief die Base erstaunt, „Sie wä„ren im Stande es dennoch mit ihr zu wa„gen?“

„Warum nicht?“ versetzte Pancrazius, „die „muntere Person hat zweymal das Unglück erfah„ren, auf einen Platz gestellt zu werden, für wel„chen die Natur, jene alma mater, sie nicht ge„bildet hatte. Sie sollte einen Dichterling be„wundern, das konnte sie nicht. Sie sollte einem „Krämer helfen zusammenschaffen, das konnte „sie noch weniger. Allein durch muntere Laune, „Witz und Scherz, einen Gelehrten unterhalten, „nach wichtigen Arbeiten ihm Erholung gewäh„ren, dazu wurde sie geschaffen.“ — In dieser Ueberzeugung machte Herr Pancrazius seine Wünsche der schönen Madam Knox diesesmal schriftlich bekannt, und zwar im gedrängten Styl des Tacitus, welchen zu erreichen er sich stets befleissigte. Unglücklicherweise bediente er sich auch dabey seiner gewohnten Abbreviaturen, so daß Con-

stanzie viele Mühe hatte, zu errathen, was er wollte. Als aber endlich das Blatt entziffert war, da schauderte sie und gab es ihrem Vater, der eben an einer Erkältung litt, in der seine Hypochondrie die ersten Spuren der Wassersucht erblickte. „Ich forsche nicht nach deiner Gesinnung," hub er nach einer Pause an, „denn ich lese sie in deinen Augen; aber — (hier füllten Thränen die seinigen) — gedenke deiner Zukunft und meiner „Sterbestunde!" — Des Vaters Thränen vermochte Constanzie nicht zu widerstehen; um die zu trocknen, war kein Opfer ihr zu schwer. Sie willigte in das schwerfällige Gesuch. Auf Glück zählte sie freylich nicht; nur ein **erträgliches** Leben hofte sie zu führen. Die Zerstreuung, die ihr einst des Kaufmanns Modekram gewährte, wollte sie nun aus der gelehrten Bibliothek schöpfen. Doch als sie zum erstenmal dies Heiligthum betrat, fand sie zwar Bücher genug, aber kein einziges für sie lesbares. Die Classiker, die Kirchenväter, die Polemiker und die Exegeten, sämmtlich angethan mit schweinsledernen Gewän-

dern,

dern, runzelten die Stirnen ihr entgegen, und wollte sie lesen, so mußte sie zu einer Leih-Bibliothek ihre Zuflucht nehmen, wie ein Durstiger in der Wüste, der allenfalls auch Schlamm trinkt. Gleichwie Herr Knox, erschien auch Pancrazius nur beym Mittagsessen. Jener r e c h n e t e, dieser hatte sich das L e s e n bey Tische angewöhnt; rechter Hand neben seinem Teller lag stets ein aufgeschlagenes Buch, dem er seltene Blicke für den Teller, keinen für die gähnende Hausfrau absparte. Nur so bald die Fledermäuse herum zu flattern begannen, kroch auch er aus seinem Studierwinkel hervor, und erschien mit grün gewappneten Augen in Constanziens Gemach, dann pflanzte er sich behäglich neben den Ofen, und sprach mit einer trocknen Katheder-stimme: N u n s e y m a n s o g e f ä l l i g m i r e t w a s P o s s e n v o r z u m a c h e n.

Die arme Frau! Sie versuchte es einigemal, aber es gieng ihr wie dem Schmetterling, dem rohe Knaben den Farbenstaub von den Flügeln streiften: um sein leichtes Gaukeln ists geschehn. Sie hatte den besten Willen, ihn zu unterhalten,

und da ihre heitere Laune sie verlassen, wollte sie zu fremdem Witz ihre Zuflucht nehmen, ja sie versuchte sogar ihm Falks Grotesken vorzulesen. Leider gerieth sie da auf eine Steppe, die selbst dem trocknen Pancrazius zu sandig war, und da er sie mit einiger Bitterkeit fragte, aus welcher Jahrmarktsbude, oder von welchem Handwerksburschen sie dieses Büchlein gekauft? so wurde sie empfindlich, las nicht mehr, sprach wenig, gähnte viel, und beyde seufzten nach dem Glockenschlag der zehnten Stunde, um, in Ermangelung anderer Arme, dem tröstenden Schlaf in die Arme zu sinken.

Täglicher Unmuth war beyder Loos. Pancrazius hatte eine Frau, deren Unterhalt ihn zwang, manches theure Buch weniger zu kaufen, und auf deren geistreiche Munterkeit er vergebliche Rechnung gemacht. Constanzie hatte einen Mann, bey dem des Lebens Lust und Kraft vertrocknete, wie die Körper im Bleykeller zu Bremen. Dennoch dachte er an keine Scheidung, weil er Aufsehn und Weitläuftigkeiten scheute, und sie war entschlossen, ihre Bürde lieber bis in's Grab zu tragen,

gen, als ihren guten Vater noch einmal zu bekümmern.

Aber ihre schwindende Schönheit, das verlöschende, oft verweinte Auge, verriethen dem jetzt gesunden Alten nur zu deutlich seines Lieblings freudeloses Daseyn, und als er sah, daß sie das Schweigen nicht brechen wollte, brach er es selber. Unerwartet trat er eines Abends in des gelehrten Eydams Zimmer, fand ihn am Ofen schlummernd und Constanzien auf dem Sofa in Thränen, die sie schnell zu verbergen suchte. „Kinder," sagte er, „ihr seyd beyde nicht glücklich. „Seyd so ehrlich, zu bekennen, ihr habet euch in „euren Erwartungen getäuscht. Nehmt Abschied „von einander und trennt euch ohne Groll." — Die Hastigkeit, mit der Constanzie ihren Vater umarmte, die heißen Thränen, mit welchen sie seine Wange befeuchtete, bewiesen mehr als zu deutlich, daß er sie errathen. Herr Pancrazius trug in einigen wohlgerundeten Perioden seine freundliche Bejahung vor, und Constanzie glich einem erstarrten Vöglein unter der Luftpumpe, das nach und nach wieder Athem schöpft, die Flü-

gel

gel schlägt und fröhlich davon flattert. In ihres guten Vaters Hause kehrten bald Gesundheit, Schönheit, Munterkeit zurück.

„Aber, liebes Kind," sagte der Alte in einer heitern Stunde, als sie ihn eben froh umgaukelt hatte, „hättest du nur die Hälfte dieses heitern „Sinnes in deine Ehe mit Pancrazius gebracht, „er würde sich glücklich gefühlt haben. Warum „bist du denn bey mir so unerschöpflich an heitern „Scherzen? Warum warst du es nicht bey ihm?"

„Ich liebe Sie, mein Vater," sprach Constanzie mit nassen Augen, „ihn liebte ich nicht."

„Kind, du schmeichelst mir. An jenem Abende, „da deine Munterkeit zuerst sein welkes Herz durch „das Verlangen, dich zu besitzen, ausdehnte, da „war ich doch nicht gegenwärtig?

Constanzie erröthete. „Sie nicht, mein Va„ter, aber Huldmann, ihm wollt' ich gefallen, „weil ich ihn liebte."

„Schon wieder Huldmann," murmelte der Alte, und sein Gewissen verstimmte seine Laune, denn es machte ihm den Vorwurf, das Glück der Liebe ge-

gehindert zu haben, das allein dem Manne ein gutes Weib schafft und erhält. Gern hätte er jetzt den Jüngling zurück gerufen, von dem er durch die dritte Hand erfahren, daß auch er mit gleicher Treue noch immer an Constanzien hänge; doch Huldmann, der indessen ein wackerer Geschäftsmann geworden, hatte zwar von seiner Geistes-Verrenkung wenige Spuren, wohl aber die ehemalige Armuth zurück behalten; sein Amt, das, wie alle nützliche Aemter, wenig eintrug, setzte ihn außer Stand, die Liebe vor Hunger zu schützen. Ein Glück für den alten Dürrbein, der seinem Jugendfreunde vertraute, daß sein Husten immer schlimmer werde, und daß er mehr als jemals eine Krankenwärterin bedürfe. „Du begreifst,“ fügte er hustend hinzu, „daß zwischen mir und deiner Tochter von keiner eigentlichen Ehe die Rede seyn kann. Nimmt sie mich, so wechselt sie blos den Namen und wird meine Tochter.“

„Thu was du willst,“ sagte der Vater zu Constanzien. „Freylich sind deine Aussichten trü„be: — ich bin alt, — du bist von drey Män-

„nern geschieden und arm; — ich kenne dein Herz, „aber wenn ich sterbe, so bleibt dir nichts, als „der Ruf einer Frau, mit der kein Mensch aus„kommen kann. — Herr Dürrbein hat nur noch „kurze Zeit zu leben, — er will dir sein ansehn„liches Vermögen zusichern, — nach seinem Tode „könntest du vielleicht den Mann deiner Wahl be„glücken; — aber thu, was du willst."

Den letzten hingeworfenen Wink fing Constanzie durstig auf, und eilte als pflegende Tochter an Herrn Dürrbeins Lager. Zwar fand auch dieser vierte Mann seine Erwartungen nicht ganz erfüllt, denn die Sorgfalt und Zärtlichkeit, die er einst an ihres Vaters Krankenbette beobachtet hatte, fand er an dem seinigen nicht wieder. — Ach! sie liebte ihn ja nicht wie ihren Vater! — indessen that sie doch ihr Möglichstes, ihm zu verbergen, daß nur Pflicht, nicht Liebe sie beseele, und der gute Dürrbein erkannte ihr Bestreben dankbar. Er setzte sie zur Universal-Erbin ein, ja, was noch mehr, er war so gefällig, nach vier Monaten diese Zeitlichkeit zu segnen, und ein

Jahr nachher, war die junge, reiche, schöne Wittwe, Huldmanns glückliche Gattin.

„Der arme Huldmann!" spöttelte Novalis, „er hat Sinn für die Kunst, aber sie" —

Herr Novalis irrte, denn wenn es dem wackern Huldmann zuweilen widerfuhr, auf die alten Kunst-Irrwege zu gerathen, so hüpfte Constanzie fröhlich mit, und schwärmte so närrisch als er.

„Der arme Huldmann!" seufzte Knox, „die „Frau wird ihn zum Bettler machen."

Herr Knox irrte, denn weise Sparsamkeit zog in die neue Wirthschaft, und Constanzie putzte sich blos für ihren Gatten, der ein einfaches Gewand allem Flitterstaat vorzog.

„Der arme Huldmann!" sprach Pancrazius, „ich höre, er hat ein saures Amt; bey der melan„cholischen Frau wird er sich nicht erholen."

Herr Pancrazius irrte, denn wenn der Geschäftsmann Abends erschöpft in den Kreis seiner Familie trat, so lachten ihm Heiterkeit und Frohsinn aus den funkelnden Augen seiner Gattin,

aus den Flachsköpfen seiner Kinder entgegen. Die Blicke weidend, saß der Greis in ihrer Mitte, und rief bewegt: „Constanzie! wie geht das zu?"

Sehr natürlich, mein Vater, denn ich liebe ihn!

Gemahlinnen und Geliebten Ludwig des Zwölften.

Ein Bruchstück aus der Französischen Geschichte.

Königen auf Schlachtfelder, oder in Irrgänge ihrer Kabinette folgen, ist minder belohnend, oft auch minder belehrend, als in dem Könige den Menschen erforschen, von dem doch einzig wiederum der König ausgeht. Der Beobachter, den Gatten und Vater in seiner Häuslichkeit belauschend, kann oft den Regenten errathen, doch nicht umgekehrt; denn der Weltbegebenheiten Faden, den der Politiker ins Unendliche spaltet, und rings umher an ferne Länder hängt, spann oft sich aus dem Herzen.

Sei-

Seinem Herzen verdankte Ludwig der Zwölfte den schönsten Königstitel: Vater des Volks; einem Herzen, dem verhaßter Zwang Jugendverirrungen aufdrang, das aber, von ihm befreyt, zu treuer Liebe, der Mutter aller Tugenden, zurückkehrte.

Johanna von Frankreich, Ludwig des Eilften Tochter, bedurfte aller Seelenreize, die sie wirklich besaß, um den Mangel der körperlichen Schönheit vergessen zu machen. Sie war klein und verwachsen, trug den Haß der Natur und ihres Vaters, der ihrer Erziehung nicht einmal jene Sorgfalt widmete, die ihre Geburt zu fordern berechtigt war. Dennoch, von widersprechender Laune beherrscht, gab er sie dem ersten Prinzen von Geblüt zum Weibe, dem Herzog von Orleans, nachmaligem Ludwig dem Zwölften, seine ältere Tochter Anna hintansetzend, die er einem jüngern Sohne des Hauses Bourbon vermählte. Man sagt, er haßte die Prinzen seines Blutes, und einem unförmlichen Körperbau, der keine Nachkommenschaft versprach, habe Johanna ein Glück zu verdanken gehabt, das

öfter

öfter sonst ein Preis der Schönheit ist. Unverstellt schrieb der König an den Grafen Damartin: „Ihre Kinder zu ernähren, wird den „Neuvermählten freylich nicht schwer werden; „aber, was man auch darüber schwatzen möge, „die Sache ist beschlossen." —

Im nämlichen Herrschertone schlug er diese Heyrath der Mutter des Prinzen, Maria von Cleve vor. Widerspruch litt er nicht, sein Vorschlag war ein Befehl, man mußte gehorchen. Die häßliche Prinzessin war nicht älter als zwölf Jahr, ihr Bräutigam zählte vierzehn, und galt bereits für einen liebenswürdigen Jüngling. Die Heyrath wurde vollzogen im Jahr 1476. Doch der Herzog betheuerte gegen seine Vertrauten: daß er nur gezwungen seine Einwilligung gebe, nur um des Königs Zorn zu meiden, die Ceremonie sich gefallen lasse; ja manche behaupten, er habe diesen förmlichen Widerspruch, am Vermählungstage selbst, durch einen Notar verzeichnen lassen.

Musterhafte Treue war von dem jungen feurigen Manne in dieser Lage nicht zu erwarten.

Eine

Eine hübsche Wäscherin am Hofe genoß die Gunstbezeugungen, die der Königstochter gebührten, und auf seiner Reise von Italien verliebte er sich in die Tochter seiner Wirthin, die weniger durch Schönheit, als durch ihren Geist und ein seelenvolles Spiel auf der Laute ihn fesselte; man will sogar, diese kurze Verbindung sey nicht ohne Folgen geblieben, und man nennt Michel de Bucy als seinen natürlichen Sohn.

So lange der König lebte, bis 1483, barg der Herzog den Widerwillen gegen die aufgedrungene Gemahlin, erkünstelte sogar bisweilen die Zärtlichkeit des Gatten, denn hier schwebte nichts geringeres als sein Leben in Gefahr. Ludwig hatte ihn mit Auflaurern umgeben, er war gezwungen, den Zoll der Liebe der Furcht zu entrichten. Zuweilen riß ihn doch sein Unmuth hin, und in Gegenwart des Königs, brach er eines Tages in so spöttische Lobeserhebungen von Johanna's Tugend und Schönheit aus, daß Ludwig, gereizt, ihm antwortete: „Sie vergessen noch zu ihrem „Lobe hinzuzufügen, daß sie das Glück hat, eine „Schwiegermutter von dem unbeflecktesten Rufe

„zu besitzen.“ Es war aber bekannt, daß Maria von Cleve in einer zweydeutigen Verbindung mit ihrem Haushofmeister lebte.

Nach Ludwig des Eilften Tode bestieg Carl der Achte den Thron. Alsobald legte der Herzog von Orleans sich minder Zwang auf, doch immer noch hielten Ehrfurcht vor seinem Schwager und manche andere Bedenklichkeit, ihn von gänzlicher Trennung zurück. Dagegen setzte er die Geduld der Prinzessin oft auf harte Proben; sie ertrug alles mit himmlischer Sanftmuth, erfüllte gewissenhaft jede ihrer Pflichten, ja sie liebte ihn wirklich. Seine Freuden zu theilen, war ihr versagt, doch nichts konnte sie abhalten, seine Leiden zu mildern. In der verlornen Schlacht bey St. Aubin wurde er gefangen, und verdankte zum Theil seine Freyheit den Bitten, mit welchen seine Gemahlin unermüdet ihren Bruder bestürmte. Diese Liebe, diese Großmuth rührten zwar auch ihn, dessen Herz die Natur edel geformt hatte, aber Johanna's Unfruchtbarkeit schlug ihn nieder, eine alte Liebe zu Anna von Bretagne erwachte, und Staats-Interesse kam dieser Liebe zu Hülfe,

als Carl der Achte ihm Thron und Wittwe hinterließ. Jetzt drang er auf Scheidung; Johanna, still duldend, wie immer, widersetzte sich nicht, that keinen Schritt, ihm seines Wunsches Erfüllung zu erschweren. Der neue König befragte seine Räthe. Nur Gewalt und Furcht, — so trug er vor — knüpften das Band, dem er, noch kaum ein Jüngling, widerstrebend sich fügte. Auch geistliche Verwandtschaft (Ludwig der Eilfte war sein Pathe) sollte jetzt die Trennung begründen, denn Herrscherwille, Vorwand suchend, tritt oft das Schwere aus der Wage und leiht dem Unbedeutenden Gewicht. Am meisten endlich, trotzte er auf die Versicherung: nie sey die Heyrath wirklich vollzogen worden."

Gesandte, mehr von ihres Herren Willen, als von seinem Recht durchdrungen, giengen nach Rom; der geschmeidige Pabst beauftragte seinen Legaten und mehrere Bischöfe, die Sache zu entscheiden. Alle dienten dem ungeduldigen Verlangen des verliebten Königs. Doch unumgänglich war die Pflicht, die Königin selbst zu verhören, ob sie auch keinen der angeführten

Grün=

Gründe leugne? Besonders den letzten, wichtigsten, der bey einer Dame, die durch Tugend allgemeine Ehrfurcht sich erzwungen hatte, so schwer zu berühren war. Vollziehung der Heyrath würde den Mangel der Einwilligung bedeckt haben, und für geistliche Verwandtschaft kam Dispensation nie zu spät. Nicht ohne Scheu, von Tugendwürde eingeflößt, trugen selbst graue Richter der Königin die zarte Frage vor. Sie antwortete: „Die geistliche Verwandtschaft war „mir unbekannt, ich habe auf Treue und Glau„ben den Bund geschlossen. Ward meines Ge„mahls Einwilligung erzwungen, so habe ich das „nicht bemerkt, und meines Vaters Andenken „ist mir zu heilig, als daß ich einer Gewalt„thätigkeit ihn beschuldigen sollte. Was die letz„te Frage betrifft, so wird man doch wohl nicht „von mir erwarten, daß ich darauf mich deut„lich erkläre, doch mein Gewissen verbietet mir, „der Behauptung beyzustimmen."

Gleichzeitige Schriftsteller versichern, es habe Johannen nicht an Beweisen gefehlt, denn schon ihr Vater, seines Eydams künftige Schritte ahndend,

dend, habe sich deren unwidersprechliche zu verschaffen gewußt. Beweisende Vermuthung liefert auch des Jünglings Temperament, zu feurig für schwere Entsagung. Wie dem auch sey, die Richter entschieden zu Gunsten des Gewalthabers, Johannens Ehe wurde, als nichtig, getrennt.

Sie schwieg und duldete still. Wem hätte sie klagen sollen? Der Pabst (Alexander VI.) bedurfte des Königs, um das Glück seines Sohnes, Cesar Borgia, zu begründen, und ohnehin litt er nie an Gewissensenge. Die geblendeten Richter hatten gesprochen. Laute Klagen konnten nur den Staat verwirren, nicht ihres Gatten entfremdetes Herz ihr wiedergeben. Darum schwieg sie, Gott allein ihren Kummer vertrauend, und fiel gleich die Krone ihr vom Haupte, so wich der vergängliche Schimmer doch nur dem ewigen Glanz der Tugend. Der König selbst, von ihrer stillen Mäßigung gerührt, suchte sein Gewissen zu erleichtern, indem er sie mit Gütern überhäufte. Sie zog sich zurück nach Bourges, wo sie ein Nonnenkloster stiftete,

und, jedem Erdenglanz entsagend, sich selbst einkleiden ließ. Rührend durch stille Leiden, musterhaft durch ungeheuchelte Frömmigkeit, Herzen durch Wohlthaten gewinnend, zog sie sterbend einen Heiligenschein um sich, und ein frommer Trieb der Dankbarkeit, der ihrer Gegenwart nicht entbehren konnte, erhub sie, nach ihrem Tode, schwärmend zur Heiligen, zu der er beten durfte; ja, die gläubige Liebe schrieb ihr Wunder zu. Sie starb im Jahr 1504.

Manche Theologen, von Liebe zu Johannen und eigner Pflicht, andere vom Geist des Widerspruchs beseelt, donnerten gegen den König, der, ihr Geschrey nicht achtend, mit der päbstlichen Dispensation bewaffnet, zu Anna von Bretagne in's Brautgemach eilte.

Anna, einzige Tochter und Erbin des Herzogs von Bretagne, Franz des Zweyten, wurde im Jahr 1476 geboren. Damals herrschte in Europa der Gebrauch, Fürstenkinder in der Wiege, zuweilen noch vor ihrer Geburt, zu vermählen. Auch Anna wurde schon im fünften Jahre,

dem

dem Prinzen Eduard von Wallis zugesagt, dessen gewaltsamer Tod, zwey Jahre nachher, das frühe Bündniß trennte. Ihres Vaters grenzenlose Zärtlichkeit wachte mit Sorgfalt über die Erziehung einer Tochter, die, in jenen Zeiten, schon durch Rang und Brautschatz, die angesehenste Verbindung darbot. Ihren Körper hatte die Natur mit holden Reizen ausgestattet, ihre Seele zierte bald reicher Kenntnisse Schmuck. Kaum zählte sie dreyzehn Jahr, als schon alle junge Fürsten Europa's, ihrer werth, oder doch sich achtend, um sie warben. Unter den Mitwerbern zeichneten drey sich aus: Alain Sire d'Albert, der Herzog von Orleans, nachmals Ludwig XII, und Maximilian, Römischer König. Was Politik zu erschleichen vermag, ward versucht von allen, indeß jedoch die ersten beyden, wahrhaft liebend, Liebe heischten. Der Herzog sah sie in Bretagne, vor der Schlacht von St. Aubin, und, trotz ihrer zarten Jugend, entflammte sie ihn so heftig, daß nie mehr ihr schönes Bild aus seinem Herzen wich. Alle Schriftsteller behaupten, der Eindruck sey

 wechsel-

wechselseitig gewesen, und selbst die ernsten verschmähen nicht, bey Annens Gestalt zu verweilen. Sie wird gezeichnet von mittler Größe, ihr schönes Gesicht ein Oval, die Majestät der hochgewölbten Stirn durch ein bescheidenes Auge gemildert, die blendend weiße Haut durch liebliche Farben belebt. Nur hinkte sie ein wenig, doch fast unmerklich, denn eine künstliche Fußbekleidung und Achtsamkeit auf ihren Gang, bedeckten das kleine Gebrechen. Wer ihren Geist zu würdigen wußte, vergaß ohnehin leicht die Gestalt. Scharfsinn, Verstand, Leichtigkeit im edlen Ausdruck, Grazie im Thun und Wesen, troß der Rohheit ihres Jahrhunderts, verband sie mit Großmuth, Anhänglichkeit, Freymuth. Schatten gab dem Gemälde ihr Stolz, der sie rachsüchtig machte. Beleidigungen verzieh sie selten, ganz ungleich Ludwig dem Zwölften, der solche leicht vergaß. Eifrige Frömmigkeit, auch eine ihrer Tugenden, scheint oft unvereinbar mit großmüthiger Versöhnlichkeit. Anna's Geist, obwohl dem Zeitalter weit vorauseilend, fügte sich demselben,

ben, indem er des Aberglaubens Fesseln trug. Mit gleicher Gewalt ward er durch Eigensinn beschränkt; was sie einmal beschlossen, änderten weder Bitten noch Vernunft. So das reizende, wenn auch nicht fleckenlose Bild der reichen Erbin von Bretagne.

Der Herzog, ihr Vater, durch des Prinzen von Wallis Tod von seinem Wort entbunden, eilte nicht zur neuen Wahl eines Eydams zu schreiten. Klüglich seiner Staaten Vortheil wägend, erwarb und nährte er durch Hoffnungen jedes Bewerbers nützliche Freundschaft. Annens unbefragtes Herz schien dem jungen Orleans geneigt.

Doch nach ihres Vaters Tode zeigte ihre zarte Jugend reifer Jahre Festigkeit. Die Bretagne, lange seufzend unter eines Günstlings Tyranney, geplündert und verwüstet durch Französische Waffen, schmachtete in äußerster Dürftigkeit. Ein Stück Leder, von einem kleinen silbernen Nagel durchbohrt, war noch die einzige, seltene Münze. Um zu leben, mußte die junge Herzogin eines ihrer Güter bey Toulouse verkaufen. In diesen

Drangsalen gesellte sich noch Zwietracht im geheimen Rath der Fürstin, jeder wollte sie vermählen, wie es eignem Vortheil oder Vorurtheil behaglich dünkte. Frau Laval, ihre Hofmeisterin, und der Marschall von Rieux erklärten sich heftig für den Sire d'Albert, der Kanzler von Bretagne stimmte für Maximilian von Oestreich; der Kampf um Einfluß, dies höchste Hofgut, erhitzte dergestalt die Kämpfer, daß der Marschall sich nicht entblödete, mit den Waffen in der Hand, den Kanzler in der Stadt Guerande zu belagern, und kaum vermochten Befehle und Drohungen der Herzogin selbst, das gezogene Schwerdt dem Parteigeist zu entwinden.

Die Stände von Bretagne unterhandelten mit Maximilian, und fast wäre der freye Fürstenhut dieses schönen Landes unter Oestreichs Krone gedrückt worden, denn wirklich vermählte sich der Römische König mit Annen, im März 1490, doch nur durch einen Bevollmächtigten; die gänzliche Vollziehung wußte man zu hintertreiben,

und bald war nur noch in Archiven eine Spur dieser Verhandlung zu finden.

Endlich trat unter den Freyern Carl der Achte auf, und zog durch Furcht und Glanz, wenn auch nicht das Herz der Braut, doch die Wage der Politik, schnell zu sich herüber. Anna schenkte, indem sie wider ihren Willen den Thron von Frankreich bestieg, sich und ihren Unterthanen Frieden. Die Vermählung ward im December 1491 zu Langeais in Touraine vollzogen. Sie begleitete hierauf den König nach Tours, wo fröliche Feste sie zerstreuten. Die fernere Reise nach Paris glich einem Triumphzug; alle Städte, durch welche sie kamen, wetteiferten bey ihrem Empfang in Pracht und Liebe. Im Februar 1492 wurde sie zu St. Denis gekrönt. Ein Augenzeuge (Gelais de Montlieu) spricht von ihrer Schönheit mit Entzücken. In einem weißen Atlas-Gewand, mit ungekünstelt geringeltem Haar, stand sie auf einem Gerüste, mitten in der Kirche; der Herzog von Orleans, einst ein feuriger Mitwerber, mußte jetzt über ihrem Haupte die Krone

ne halten, die von ihren Reizen überstrahlt wurde. Ihr Einzug in Paris geschah durch eine so ungeheure, jauchzende Volksmenge, daß auf dem Wege von St. Denis bis zum Pallast man kaum sich langsam vorwärts bewegen konnte, und nur durch verdoppelte Vorsicht Unglück verhütet wurde. Gleichzeitige Schriftsteller schildern die Freude der Franzosen, die sie mit Schaulust, des Volkes Erbkrankheit, verwechseln.

Wäre Staaten-Zuwachs immer auch Vermehrung von Völkerglück, (oft vermindert er dasselbe) so hätten freylich damals die Franzosen reichen Stoff zur Freude finden mögen, denn eine solche Morgengabe hatte noch nie eine königliche Braut dem Beherrscher Frankreichs zugeführt. *) Auch hatte man sich der seltsamsten Maaßregeln nicht geschämt, um das Erworbene für immer fest zu halten. Anna entsagte zu Gunsten des Königs allen ihren Rechten auf Bretagne, und

*) Eleonore von Güyenne ausgenommen, deren Brautschatz aber, durch Ludwig den Jungen, wieder verloren gieng.

und versprach, im Fall derselbe unbeerbt vor ihr sterben sollte, seinen Nachfolger zu ehlichen. Konnte sie das? — Wenn dieser Nachfolger nun bereits vermählt war? (Ein Fall, der wirklich eintrat.) Oder wenn dessen Ehe unauflöslich blieb? Oder wenn sie wechseitig sich mißfielen? Die Nichtigkeit eines solchen Vertrags springt in die Augen, wenn gleich des Königs Beichtvater ihn bekräftigte. Manche vermuthen, des Herzogs von Orleans schlaue Liebe habe selbst die sonderbare Klausel veranlaßt, um, was er jetzt verlor, einst leichter wieder zu finden.

Die Mehrzahl der ehrlichen Bretons, und zu ihr gehörte die Königin selbst, war seufzend Zeuge, der Vereinigung des Vaterlands mit der Krone Frankreich. Anna forderte und erhielt Bestätigung aller Privilegien ihrer geliebten Unterthanen, eine Gunst, die der neue Herr nie versagt, der künftige selten billigt. Sie ließ nunmehr sich Königin-Herzogin nennen, und eine sanfte Heiterkeit, die sie bald erlangte, wurde nur bisweilen durch kleine Gewissens-

Skru-

Skrupel gestört, die der gebrochene Bund mit Maximilian von Oestreich verursachte. Doch gewandte Priester, vielsinnige Sprüche nach Gefallen deutend, (wie Priester pflegen) beruhigten sie nach und nach. Ihres Gemahls Liebenswürdigkeit fesselte ihr Herz; sie suchte sein Glück zu machen, und fand ihr Glück in dem seinigen. Obwohl gewissenhafte Treue nicht zu Carls Tugenden gezählt wurde, so entschlüpfte doch nie der jungen Königin eine Klage. Sie kannte sein vortreffliches Herz, sie wußte, daß es ihr gehöre, und ihr genügte dessen Besitz. Die Geburt eines Sohnes vollendete ihre Zufriedenheit.

Als der König den Zug nach Neapel unternahm, würde er Annen sicher zur Regentin bestellt haben, hätte ihre Jugend es verstattet, denn sie zählte kaum achtzehn Jahr. Doch einzig aus Schonung für sie, wählte er nicht die ehrgeizige von Annen gehaßte Herzogin von Bourbon, (obgleich ihre Fähigkeit zu Geschäften bereits erprobt war,) sondern seinen Schwager, den Herzog. Alle Schriftsteller bezeugen Annens Eifer=

fersucht auf die Vorrechte ihres Ranges, wer diese anzutasten wagte, erhielt nie Verzeihung, am wenigsten die Herzogin, weil sie dem Throne näher, der Feindschaft am würdigsten war.

Dem aus Welschland zurückkehrenden Gemahl gieng die liebende Gattin bis Lyon entgegen, und hier, wo sie nur Freude zu finden hoffte, wurde sie plötzlich von ihres Lebens erstem Kummer überfallen: ein Eilbote brachte die Schreckens-Post von des Dauphins Tode. Sie hatte nur dies einzige Kind, und des Königs wankende Gesundheit ließ keine Erben mehr hoffen. Doch dieser Gram, der nur die Königin traf, ward von dem tiefen Schmerz der Mutter verschlungen. Sie verschmähte jeden Trost, floh jede Zerstreuung; nur des Königs ernster Wille konnte sie bewegen, mitten unter rauschenden Lustbarkeiten der einsamen Trauer zu entsagen. Neue Kränkung für das Mutterherz war des Vaters Gleichgültigkeit. Der kleine Dauphin galt in seinem dritten Jahre schon für ein Wunderkind, war Annens Stolz, des Landes Hoffnung, der Untertha-

thanen Abgott. Man will behaupten, Carl der Achte habe eine Art von Neid darob empfunden, weshalb er leicht sich über den Verlust getröstet. Wahr ist es, die Trauerbotschaft unterbrach kaum einen Tag die Freudenfeste zu Lyon. Aufheiterung der Königin lieh den Vorwand zu einer Kette von Tournieren, Tänzen, Mummereyen. Der Herzog von Orleans gab dem Hofe ein prächtiges Fest zu Amboise, und erschien dabey so ausgelassen frölich, daß die Königin dadurch im Innersten empört wurde. Höfische Bosheit, vielleicht diesmal die Wahrheit errathend, brachte ihr bey: die Quelle jener Lustigkeit sey das Vergnügen, durch des Dauphins Tod dem Thron um eine Stufe näher gerückt zu seyn. Dieser Gedanke entflammte ihren Trieb zur Rache; was sie einst für den Herzog empfunden, war längst geschwächt, jetzt vertilgt; ihren mächtigen Einfluß auf des Königs Gemüth bot sie auf; der Herzog wurde angeklagt in der Normandie, seinem Gouvernement, gegen der Krone Vortheil und Ansehn gehandelt zu haben, und, seiner Verthei-

digung nicht achtend, verbannte man ihn vom Hofe.

Auch hier, behaupten Manche, habe die Königin ihrer Rachsucht noch keine Grenzen gesteckt, doch Carls plötzlicher Tod veränderte den Schauplatz. In einer alten Gallerie des Schlosses zu Amboise wurde Ball gespielt; der König glaubte, seiner Gemahlin werde es Vergnügen gewähren, dem Spiele zuzusehn; er gieng selbst, aus ihrem Zimmer sie abzuholen, und führte sie an der Hand bis zu dem Eingang der Gallerie. Dieser war so niedrig, daß, troz des Königs kleiner Statur, er sich an den Kopf stieß und verwundete. Er achtete dessen nicht, trat ein, und unterhielt sich unbefangen mit der Königin und andern, bis er plötzlich umsank, und neun Stunden nachher den Geist aufgab. Das geschah im April 1498.

Anna war untröstlich. In den ersten beyden Tagen nahm sie nicht die geringste Nahrung zu sich, nur Seufzer giengen aus ihrem Munde, ihr Auge wurde nicht trocken. Nicht Ehrgeiz oder Eigen=

gennutz waren dieser herben Schmerzes Quelle; Carl, auch ohne Krone, verdiente so beklagt zu werden. „Ein kleiner Mann,“ sagt Commines, „von beschränkten Geisteskräften, aber so „gut, daß es unmöglich ist, ein besseres Geschöpf „zu finden.“ Alle seine Diener beteten ihn an, weinten blutige Thränen um ihn, ja, zwey derselben tödtete der Gram. Anna legte schwarze Trauerkleider an, und war die erste Königin von Frankreich, welche diese Farbe des Schmerzes wählte, alle ihre Vorgängerinnen hatten weiß getrauert. In der Pracht des Leichenbegängnisses suchte sie vergebens Linderung ihres Grams, den noch spät das kostbare Denkmal erneuerte, welches eheliche Treue in der Abtey St. Denis dem Gemahl errichtete. Mit ihm verlor sie auch den Thron. Auf ihr väterliches Erbe hatte sie Verzicht geleistet, und in keinem Kinde sah sie Hoffnungen aufblühen. Nur eine große Seele konnte so viel tragen. Sie zählte damals zwey und zwanzig Jahre.

Brantome erzählt: daß einst, von ihren Damen beklagt, so jung die Wittwe eines großen Königs, und der Krone Frankreichs beraubt zu seyn, sie stolz erwiederte: „Nie soll ein Geringe„rer, als mein Gemahl war, den Wittwenschleyer „mir entwenden. Noch einmal Königin von Frank„reich zu werden, hängt vielleicht nur von mir „ab."

Die alte Liebschaft, fügt Brantome hinzu, gab das Wort ihr ein.

Wirklich zögerte Ludwig der Zwölfte nur so lange, als Wohlstand heischte, und seine Trennung von Johannen Zeit forderte, um Hand, Herz und Krone ihr anzutragen.

Sie hatte sich in ihr Vaterland zurückgezogen, und schien die Verzichtleistung auf ihre Rechte dort vergessen zu wollen; denn sie übte unumschränkte Herrschaft, indem sie Münzen schlug, Edicte ergehen ließ, adelte, begnadigte, zu Rennes die Stände versammelte. Dieses Betragen beunruhigte des Königs Staatsrath; verloren schien die Frucht des einst mit Carl VIII. geschlossenen Vertrags.

trags. Hinwiederum entgieng Anna's Klugheit nicht, daß, ihr geliebtes Vaterland verwüstend, Gewalt ihr das abtrotzen könne, dem ihr Herz im Grunde nicht widerstrebte. Nie hatte Staats-Interesse lauter gesprochen; sie überwand daher jeden Zweifel, nur den ihres Gewissens nicht. Einem Manne sich zu vermählen, der seit vier und zwanzig Jahren in einer, mehr durch Gewalt als Gründe, getrennten Ehe lebte, schien ihr Sünde. Zwar hatte päbstliche Allmacht diese gehoben, doch eben dieser Pabst wurde längst als ein Auswurf der Christenheit betrachtet, sein Ansehn konnte sie nicht beruhigen. Nicht Ehrgeiz, nicht Staats-Interesse würden ihre Zweifel besiegt haben, wäre nicht die Liebe mit in den Bund getreten. Sie war es, die Annen, neun bis zehen Monate nach Carls Tode, in Ludwigs Arme führte, und nie bereuete sie, der Stimme ihres Herzens gehorcht zu haben, denn der ihre Liebe gewann, wußte auch ihre Achtung zu verdienen. Ludwig, sonst heftig in seinen Leidenschaften, flatterhaft in der Liebe, hatte nur noch Herz und

Sinn

Sinn für seine Gemahlin. Nie brach er die eheliche Treue. Vergnügen, ohne sie genossen, war ihm keines mehr.

Anna, von ihrer Seite, erweckte Bewunderung bey Franzosen und Fremden. Sie gab ihrem Hofe einen Glanz, wie keine Königin vor ihr, durch die große Zahl der Ehrendamen, Töchter aus den ersten Häusern in Frankreich und Bretagne. Oft saß sie in ihrer Mitte, Tapeten webend oder Gewänder stickend, indessen ihr Mund Gottesfurcht, ihr Beyspiel Bescheidenheit lehrte. So willkommen Frölichkeit an ihrem Hofe war, so konnte doch kein Nonnenkloster einer strengen Sittsamkeit sich rühmen.

Doch nicht allein als Hausfrau eines Königs, auch als Königin war sie Muster. Gesandte fremder Höfe, ausgezeichnete Gäste, Abgeordnete der Provinzen, sandte Ludwig immer, nach der ersten Audienz, zu seiner Gemahlin; er wußte, sie liebte diesen Prunk; ihm selber schmeichelte es, wenn jeder Fremde, entzückt von ihrer holden Grazie, und dem Geist, mit welchem sie die Unterhaltung

würzte, Ludwigs Glück als König und Gatte pries. Wen er zu belohnen würdig hielt, und insgeheim beschlossen hatte, den wieß er dennoch an die Königin, damit es scheinen möchte, ihr Vorwort hab' es bewirkt. Oft spendete sie Gnaden aus eigenem Triebe, und gern ließ ihr der König freye Hand; mit den Einkünften von Bretagne durfte sie nach Gefallen schalten, auch wurden diese meist durch ihre Wohlthaten erschöpft. Als nach dem Mayländischen Zuge, wo die Französischen Waffen oft des Glückes Laune erfuhren, mancher tapfere Soldat all seiner Haabe beraubt zurückkehrte, da gieng Anna den Hülfsbedürftigen bis Lyon entgegen, erkundete ihr Schicksal mit freundlicher Theilnahme, (diesem leichten und doch seltenen Zauber der Großen), spendete ihr Gold, ersetzte dort das Verlorne, ermunterte zur Treue gegen den König, und erhielt ihm so manchen wackern Streiter.

Selbst der **Flecken** ihrer Seele, **Rachsucht**, war fast verbleicht, doch darf die Geschichte eine Begebenheit nicht verschweigen, die, dunkler als je-

jemals, ihn hervortreten ließ. Der König wurde krank zu Blois im Jahr 1505. Sein Tod schien nahe. Annens Schmerz war grenzenlos. Sie wich keinen Augenblick aus seinem Zimmer, pflegte ihn selbst, ließ zu den kleinsten Diensten sich herab. Als aber jede Hoffnung schwand, behielt sie Gegenwart des Geistes genug, um einen Blick auf ihre Zukunft zu werfen, und beschloß, wenn sie den König und Gemahl verliere, sogleich in ihr Vaterland zurückzukehren. In dieser Absicht ließ sie alle ihre Kostbarkeiten auf vier Schiffe laden, und die Loire hinab schwimmen. Der Marschall von Gié, ein Günstling des Königs, hielt diese Schiffe hinter Saumure an, und verwehrte ihnen das Einlaufen zu Nantes.

Starb Ludwig wirklich, so hatte der Marschall dem Reiche einen großen Dienst geleistet, indem er ihm die unermeßlichen Reichthümer der Königin erhielt. Als getreuer Unterthan, und als der ersten Kronbeamten Einer, that er seine Pflicht. Doch Ludwig genas, und Anna, statt in Freude jeden Groll zu ersticken, schwur dem Mar-

schall unbegränzte Rache und hielt Wort. Ihren mächtigen Einfluß auf den König bot sie auf, und tadelnswerth in diesem Falle war seine Schwäche. Sie wurde verbannt. „In Gottes Namen!“ sagte der Greis, der eben bey Angers ein prächtiges Landhaus vollendet hatte, „vor dem Regen „bin ich sicher.“ Er irrte. Mit unersättlicher Wuth verfolgte ihn die Königin bis in seine Einsamkeit. Der Marschall, berühmt durch lange Dienste, und die Gunst von drey Königen, wurde der Bestechung und als Staatsverbrecher angeklagt, in den Kerker geworfen, vor ein Criminal-Gericht gestellt, aller seiner Aemter beraubt, von der Würde eines Marschalls von Frankreich auf fünf Jahre entsetzt, für gleichen Zeitraum dem Hoflager sich zu nähern ihm verboten, ja, sein Leben schwebte in Gefahr. Die erbitterte Königin suchte bis nach Welschland Rath, ihn zu verderben, und scheute keine Kosten. Ein Wort von ihr, und sein Tod war unvermeidlich; allein sie wußte, daß der Mann von Ehre leichter stirbt, als Demüthigung erträgt, darum gab sie lieber

ihn der Verspottung Preis. Einst, im Schlosse zu Dreux, verhöhnt von Zeugen, die gegen ihn auftraten, überwältigte ihn der Schmerz, er bedeckte sein Gesicht mit dem langen weißen Barte. Ein Affe des Grafen von Dreux sprang vom Bette seines Herrn, klammerte seine Tatzen in des Greises ehrwürdigen Bart, und die Versammlung brach in teuflisches Gelächter aus. In Paris war er der Gegenstand von Possenspielen, Schüler in Schul-Comödien erschöpften Knabenwitz an ihm. So rächt sich Pöbel an gefallener Größe für das lästige Bewußtseyn, lange vor ihr gekrochen zu haben. Von Allem war Anna Zeuge, duldete es, freute sich dessen. Zwar spricht ihr Lobredner (Argentré), sie habe bald nachher bittere Reue empfunden, auch vom Beichtvater nicht eher Lossprechung von ihren Sünden begehrt, bis sie dem Beleidigten volle Genugthuung geleistet. Doch welche? davon schweigen alle. Brantome, der Höfling, billigt sogar die zugespitzte Rache, und nennt sie bey dieser Gelegenheit eine brave Königin.

Doch

Doch wenn Anna's Rachsucht hier nur einen Privat-Mann opferte, so schlug dagegen ihre Frömmeley dem Staate tiefe Wunden. Pabst Julius II. der hochfahrendste Priester, hatte sich verwegene Schritte erlaubt, furchtbare Feinde zum Bunde gegen Ludwig vereint, und endlich sogar, ihn, sammt Allen, die für ihn fechten würden, in den Bann zu thun gewagt. Schon nach des Königs Siege über die Venetianer (1509), stand es nur bey ihm, des Pabstes Uebermuth zu bändigen, den Herren über Rom und Deutschland zu spielen. Doch Julius erfuhr, daß Ludwig durch seiner Gemahlin lästige Gewissens-Skrupel ermüdet, seinen Feldherrn untersagt hatte, den Boden der Kirche zu betreten. Alsobald verdoppelte er seine Hartnäckigkeit, und schleuderte nun auch den Bannstrahl gegen den König von Navarra. Plötzlich beugte den Unbändigen der große Sieg bey Ravenna, die dreyfache Krone wackelte auf seinem Haupte; schon sann er auf schnelle Flucht aus Rom, den Vatican verlassend, von dessen Höhe er seine ohnmächtigen Blitze geschleudert hatte. Da ward

die verblendete Königin noch einmal sein Schutzengel. Lange widerstand der hellsehende Ludwig ihren Bitten; einmal sogar erlaubte er sich den seltenen Ernst, sie befragend: „Ob sie weiser zu seyn ver„meyne, als so viele berühmte Universitäten, wel„che das Concilium zu Pisa billigten? und ob sie „nicht wisse, daß Weiber keine Stimme in der „Kirche haben?" — Doch was vermag nicht ein geliebtes, liebkosendes Weib auch über den festesten Mann? Anna's Eigensinn hatte beschlossen zu vollenden, was ihre Frömmeley begonnen, und es gelang. Der Sieger unterwarf sich dem Besiegten, und schloß mit dessen Nachfolger, Leo X. einen eben so schimpflichen als nachtheiligen Frieden. — Der Königin geheimes Verständniß mit mit dem Pabste, erhellt am deutlichsten aus dessen Bannfluch gegen Frankreich, von welchem er ausdrücklich Bretagne ausnahm.

So hatte Ludwig bisweilen in seinem eignen Hause einen furchtbaren Feind an der geliebten Gattin, wenn sein oder des Staats Interesse unvereinbar mit ihren Schoossünden war. Gern

hätte sie auch die Verbindung zwischen ihrer ältesten Tochter, Claude, und dem Grafen von Angouléme, (nachmals Franz dem Ersten) gehindert, denn das schöne Bretagne war der Prinzessin Brautschatz, und unauslöschlich der Mutter Widerwille gegen die Vereinigung ihres Vaterlandes mit Frankreich. Alle Kräfte bot sie auf, um Carl von Oestreich (nachmals Carl der Fünfte) zum Eydam zu erhalten. Dem Enkel, meinte sie, sey man verpflichtet zu ersetzen, was einst ihr Bundesbruch Maximilian dem Ahnherrn entrissen habe. Doch diesmal blieb der König standhaft. Nur ein Prinz aus seinem Blute sollte der Gemahl seiner Tochter werden, und — den anwerbenden Gesandten Oestreichs, gab er den etwas plumpen Scherz zur Antwort: „ich verheyrathe meine Mäuse nur mit den Ratzen „meines eignen Kornbodens.“ — Auch der unaufhörlich ihn bestürmenden Gemahlin legte er endlich durch ein fast drohendes Gleichniß Stillschweigen auf. „Gedenke des Rehes,“ sprach er ernst, „dem Jupiter Hörner verliehen hatte, er nahm sein

sein Geschenk zurück, als es dem Hirsche sich zu „widersetzen wagte." — Anna schwieg, doch auf ihren Eigenwillen beharrend, wußte sie zum mindesten, so lange ihr Leben währte, die Vollziehung der ihr verhaßten Verbindung zu hintertreiben.

Harte Schläge des Schicksals hatten nach und nach den alternden Ludwig getroffen. Im Cardinal Amboise verlor er einen großen Minister, der schwer, und einen vertrauten Freund, der nie zu ersetzen, war. Sein tapferer Neffe, Gaston de Foix, war siegend bey Ravenna gefallen. Jetzt füllte der geliebten Gattin Tod das Maaß der Leiden. Die noch immer bedenkliche Lage des Staats, ein neues Unglück für den König, wurde durch zerstreuende Geschäfte, jetzt zur Wohlthat für den trauernden Menschen. Er hatte mit Ferdinand von Arragonien einen Waffenstillstand geschlossen; dieser treulose Fürst, eben so leicht Schwüre brechend, als leistend, ließ am Tage der Unterzeichnung den König von England wissen, daß er sein Wort nicht halten werde, und als Ludwig sich beklagte, schon zweymal von ihm be-

betrogen zu seyn, erwiederte er schaamlos: „der „Trunkenbold weiß nicht, was er redet, ich habe „ihn mehr als viermal betrogen.“ — Das Kriegsfeuer zwischen Frankreich und England flammte heftig. Maximilian, gleichsam im Solde der letztern Macht, dürstete nach Rache für vermeinte Beleidigungen. Schottland, sonst Vormauer gegen England, bedurfte selbst der Hülfe, denn in verlorner Schlacht war der Schotten tapfrer König Jacob IV. geblieben, und auf einem fünfjährigen Prinzen baute Schottland seine letzte Hoffnung. Klüglich suchte daher Ludwig XII. mit England Frieden. Der Herzog Longueville, Kriegsgefangener der Engländer, leitete die Unterhandlung; sie kam zu Stande, und Maria, Heinrich des Achten Schwester, mußte durch ihre Hand den Bund befestigen. Sie war damals kaum siebenzehn Jahr alt, schön, sanft, heiter, nicht für Ehrgeiz, wohl für Liebe geschaffen. Auch liebte sie mit dem ganzen Feuer ihrer Jugend, Carl Brandon, einen Jüngling, der mit ihrem Bruder erzogen, von diesem zum Günstling er=

erhoben, durch solche Gunst und feurige Gegenliebe, die Kluft zwischen seiner und Mariens Geburt auszufüllen strebte. König Heinrich, selbst heftigen Leidenschaften unterworfen, gewährte nachsichtsvoll, billigte endlich, der Schwester und des Freundes wechselseitige Liebe, erhob den letztern zum Herzog von Suffolk, um bald ihn als Gemahl in Mariens Arme zu führen.

So herrlich blühten der Liebenden Hoffnungen im Februar 1514, als im September desselben Jahres der Friedensstifter Longueville sie zertrat. Frankreichs König, Mitbewerber eines selbstgeschaffenen Herzogs, konnte wohl der liebenden Braut, doch nicht dem berechnenden Heinrich verwerflich scheinen; auch wurde Ludwigs Schaale durch viermalhunderttausend Thaler, eine von ihm dargebotene Morgengabe, noch mehr herabgedrückt. Er trug den unrühmlichen Sieg über den Nebenbuhler davon, und im lustigen Getümmel der Freudenfeste verhallten die Seufzer getäuschter Hoffnung. Der einzige Trost, von Heinrichs Freundschaft gewährt, von Ludwigs tu-

gend-

zendgewohntem Vertrauen gestattet, war die gefährliche Erlaubniß, daß Suffolk Marien begleiten, ja als Gesandter am Französischen Hofe verbleiben dürfe.

So bestieg die Braut mit leichterem Herzen an des Geliebten Hand das Schiff, das beyde nach Frankreich tragen sollte. Ein heftiger Sturm ergriff sie auf dem Meere, vielleicht Marien willkommen, weil er ihre Ankunft in einem Lande verzögerte, dessen Königin sie auf Kosten ihres Herzens werden sollte. Nach einer beschwerlichen Reise warf endlich das Schiff Anker in Boulogne, wo Ludwig der Zwölfte zu ihrem Empfang die prächtigsten Zurüstungen veranstaltet hatte. Vier Prinzen von Geblüt, an deren Spitze der Graf von Angouleme, seit kurzem sein Eydam, sich befand, kamen hier mit glänzendem Gefolge ihr entgegen, und der junge schöne Graf entfaltete damals schon alle die liebenswürdigen Eigenschaften, die später an Franz dem Ersten, Mit- und Nachwelt bewunderten. Ludwig gieng nach Abbeville, mit fünfhundert Edelleuten als

Jagd-

Jagdgefolge. Hier empfieng er die Braut mit einer Umarmung. Tages darauf wurde die Vermählung gefeyert. Spiele, Feste, Turniere, sollten Marien zerstreuen, Pracht sie blenden, doch Englands Geschichtschreiber selbst bekennen, daß, bey freyer Wahl der junge Suffolk leicht über den gekrönten Nebenbuhler triumphirt haben würde. Ludwig, jetzt 53 Jahr alt, durch Anstrengungen geschwächt, mit dem Podagra kämpfend, das Bild einer verlornen Geliebten noch im Herzen tragend, konnte Alles nur mit dem königlichen Purpur zudecken. Er selbst brachte dem Staate ein Opfer, vielleicht auch dem Wunsche, noch einen Thronerben zu erhalten, denn ungern sah er das Scepter in die Hand des Grafen von Angouleme übergehn.

Hatte jedoch im Anbeginn nur Politik den Bund geschaffen, so war doch selbst der alternde König noch viel zu empfänglich für weibliche Schönheit, als daß er Marien's jugendlichen Reizen hätte widerstehen können. Jahre und

Kränklichkeit vergessend, huldigte er ihnen feuriger, als Klugheit und Aerzte billigen konnten.

Die junge, lebhafte, selbst ein wenig kokette Königin schien bald den trauernden Suffolk zu übersehen; denn bey den Festen, die ihre Vermählung feyerten, hatte der Graf von Angouleme sich so vortheilhaft ausgezeichnet, war von ihrer Schönheit so sichtbar getroffen worden, hatte mit so viel Feinheit ihren Sieg sie ahnden lassen, daß bald mehr als Eitelkeit ihr den Jüngling werth machte, der, der Erste am Hofe, weniger doch durch Geburt und Rang, als durch persönliche Eigenschaften glänzte. Wäre Maria minder Weib gewesen, man dürfte sogar vermuthen, die Politik habe, ohne Rücksicht auf Moral, (wie sie pflegt,) einen Rath ihr zugeflüstert.

Doch was die Doppelzüngige der kinderlosen Königin rathen durfte, gerade vor dem mußte sie den jungen Grafen, als vermuthlichen Thronerben warnen. Eines Tages, mehr als mit gewöhnlicher Sorgfalt geschmückt, und nahe Erfül-

lung seiner Wünsche aus heitern Zügen hervorleuchtend, begegnete er jenem derben Ritter Grignaux, dem graues Haar und Gewohnheit am Hofe das seltene Recht verliehen, Alles, auch die Wahrheit, zu sagen. Der Ritter fragte scherzend: Wohin der Prinz eile? Welche Eroberung er im Schilde führe? Angouleme, von seinem guten Glücke voll, ließ ihn manches errathen, gestand sogar, er gehe zur Königin. „Hüten Sie sich Prinz," versetzte finster der alte Grignaux, „Pasques dieu! (sein Lieblingsschwur) „Sie könnten leicht sich selbst einen Herrn geben. „Es bedarf nur eines kleinen Zufalls, so bleiben „Sie Ihre Lebenszeit der Graf von Angouleme." — Der verliebte Jüngling gestand, Grignaux habe Recht, versprach sogar, die gefährliche Rolle des Liebhabers mit der eines Ehrenwächters zu vertauschen. Doch Leidenschaft spottete der Klugheit, und hätte nicht seine Mutter, vom alten Ritter gewarnt, ihn ernstlich bedroht, er würde den Thron von Frankreich einer schönen Stunde geopfert haben.

Auch

Auch Suffolk, dessen Liebe ungeschwächt aus streng bewachten Augen stralte, erweckte nicht minder Besorgnisse bey Allen, welchen die Reizbarkeit der Königin bekannt, und die Person des Thronfolgers nicht gleichgültig war. Man ließ ihn merken, er sey ohne Rettung verloren, wenn er seine Leidenschaft nicht zügle; man schmeichelte ihn mit fernen Hoffnungen nach Ludwigs Tode; Angouleme verpfändete sein Wort für deren Erfüllung; man bewachte die Königin mit strenger Sorgfalt, die Baronin d'Aumont schlief Nachts in ihrem Zimmer, die Prinzessin Claude verließ sie keinen Augenblick bey Tage.

Zum Glück ahnete der gute König von allem dem nichts, schien sogar den schmeichelhaften Wahn zu nähren, er besitze Mariens Herz; denn verliebtes Alter ist immer bereit, fremdem Betrug durch Selbsttäuschung nachzuhelfen. Bey täglich mehr schwindenden Kräften, wollte er dennoch äußerlich stark und lebendig scheinen, den Lieblingsspruch vergessend, den er sonst im Munde führte: „Liebe ist der Jugend König, des Alters Tyrann." —

Der

Der Hof, an dem vormals, selbst bey rauschender Frölichkeit, Ordnung und bescheidner Anstand herrschten, war jetzt ein Tummelplatz wilder Freuden. Seiner jungen Gemahlin zu Liebe, veränderte Ludwig seine ganze Lebensweise; sonst speiste er um acht Uhr Morgens, jetzt erst üm zwölf Uhr Mittags; sonst legte er sich um sechs Uhr schlafen, jetzt oft um Mitternacht. Was Wunder, daß sein geschwächter Körper diesen Wechsel nicht lange ertrug. Er wurde krank und starb am 1sten Januar 1515, nachdem er Marien kaum drey Monate besessen, und Anna von Bretagne noch kein volles Jahr ihm vorausgegangen war.

Gleich nach seinem Tode lief das Gerücht, Maria sey schwanger; Brantome erzählt sogar, (doch nur er allein) sie habe sich durch allerley Künste das Ansehn einer schwangern Frau zu geben versucht, um, zur Zeit der Niederkunft, durch ein untergeschobenes Kind, sich die Vortheile zu sichern, die einer K ö n i g i n M u t t e r zustehn; doch die Regentin, Louise von Savoyen, habe durch Aerzte und Hebammen den Betrug entlarvt.

Mezeray hingegen erwähnt blos, daß Maria selbst dem Gerücht von ihrer Schwangerschaft widersprochen. Vielleicht hatte sie wirklich einen Augenblick den ihr zugeschriebenen Plan gefaßt, sich aber, durch die Schwierigkeit der Ausführung, zeitig abschrecken lassen. Vielleicht mischte auch hier die Liebe sich ins Spiel, denn eine Königin Mutter hatte größere Hindernisse zu bekämpfen, um die neue Verbindung einzugehn, zu der Suffolk, verliebter als jemals, sie dringend aufforderte. Er war indessen wieder eine Zeitlang in England gewesen, Trennung hatte sein Herz nicht verändert; mit dem königlichen Auftrag, Marien in ihr Vaterland zurück zu führen, eilte er auf Flügeln der Liebe nach Paris, und erinnerte dort Franz den Ersten an sein gegebenes Wort. Man weiß, daß dieser Monarch stets ein Sklave desselben war. Die ausdrückliche Einwilligung Heinrich des Achten hatte Suffolk zwar nicht aufzuweisen; doch daß Verschwägerung mit seinem Unterthan einst sein Wille gewesen, war bekannt. Seit Marie Frankreichs Boden betreten, hieng sie ja auch nicht

mehr

mehr von ihrem Bruder ab, nur ihr Gemahl war ihr Richter; sein Tod gab ihr die Freyheit, sie durfte ihrem Herzen folgen, und ihr Herz entschied. Drey Monate nur hatte sie den Wittwenschleyer getragen, als sie frölich von Europa's erstem Throne in die Arme ihres ersten Bräutigams herabstieg.

Was ein Geschichtschreiber (Varillas) von Heinrichs Zürnen über diese Verbindung träumt, widerlegt sich durch den Friedens- und Allianztraktat, den, wenige Tage nach derselben Vollziehung, beide Könige schlossen. Franz der Erste versprach Marien 60000 Thaler Aussteuer, und die Herzogin von Suffolk schiffte sich glücklicher ein, als, sechs Monate früher, die Königin von Frankreich ans Land getreten war. Bey ihrer Ankunft in England wurde die zu Paris nur still gefeyerte Vermählung, mit Bestätigung und auf Befehl des Königs, zum zweytenmal mit aller, dem Range der Prinzessin gebührenden Pracht begangen. — Daß ihr Gemahl sich in der Gunst des Königs, und in der Achtung des Volks bis an sei-

nen Tod behauptete, und daß sie selbst, Mutter einer einzigen Tochter, im 37sten Jahre starb, ist Alles, was die Geschichte noch von ihr zu sagen weiß. Diese Tochter, mit Heinrich Gray vermählt, gab der berühmten Johanna Gray das Daseyn, welche, minder glücklich als ihre Großmutter, den Thron verließ, um das Schaffot zu besteigen.

Noch mangelt der vollständigen Geschichte von Ludwigs Verhältnissen zum schönen Geschlecht, die seltsame Begebenheit mit Thomassine Spinola. Ein Schriftsteller unsers Jahrhunderts, dem Geiste der Ritterzeiten fremd, könnte leicht der Versuchung unterliegen, sie abentheuerlich zu nennen, würde aber nur dadurch beurkunden, daß höchste Verfeinerung der Sitten und Moral uns keine andere Kraft geliehen, als die, das Allgemeine unkräftig zu umfassen, hingegen die geraubt hat, vermittelst deren der Mensch an das Besondere sich kräftig anschmiegte, zum Großen sich aufschwang. So brennt, Wärme ver-

brei-

breitend, ein Holzstoß im düstern Walde, bis Tausende, die einzelnen Brände raubend, ihn zerstören, sich zerstreuen; weitherum wird es hell — und kalt.

Im Jahr 1502 feyerte Ludwig einen prunkvollen Einzug in Genua. Er verweilte dort zehn Tage, und die Genueser wetteiferten, durch herrliche Feste ihre Freude zu beurkunden; ja selbst kurze Zeit den Zug des Nationalcharakters, Eifersucht, vertilgend, führten sie Weiber und Töchter, die schönsten, dem Könige zu, küßten sie wohl neckend in seiner Gegenwart, und sahen gern, wenn er ein gleiches that, mit ihnen tanzte, oder sonst ehrsamen Zeitvertreib in ihrer Mitte sich gefallen ließ. Unter den Genueserinnen glänzte vorzüglich, durch Geist, wie durch Schönheit, Thomassine Spinola, Gemahlin eines Mannes aus einem der edelsten Geschlechter. Der König zeichnete sie aus, er war liebenswürdig, sein Gesicht heiter, sein Blick sanft, sein ganzes Wesen huldreich, seine Unterhaltung lebendig und ungezwungen. Durch solche Eigenschaften flößte er,

ohne

ohne es zu wollen, der edeln Spinola eine eben so heftige als schuldlose Leidenschaft ein, die, ihrer Reinheit bewußt, sich anfangs durch Blicke gern verrieth, bald auch den Lippen Worte lieh. Ludwig, geschmeichelt und gerührt, entsprach ihrem Verlangen, doch nicht der kleinste Makel haftete darum auf ihrer Tugend. Der freymüthige Authon (Ludwigs Biograph) sagt ausdrücklich: souvent deviserent ensemble de plusieurs choses par honneur. Sie bat den König um die Erlaubniß, sich die Dame seines Herzens, ihn den Geliebten (Intendio) nennen zu dürfen, den Gegenstand ihrer Gedanken. Ludwig bewilligte das, und nun war ihrer Wünsche höchstes Ziel erreicht, nun vergaß sie für den König die Welt rings umher, wollte weder leben, athmen, noch denken, als für und durch ihn; alles Andere war ihr gleichgültig oder gar verächtlich; selbst ihr Gemahl verlor seine Rechte auf ihr Herz und auf ihre Schönheit.

Als Ludwig Genua verließ, folgte Thomassine ihm nicht; ihre geistige Liebe bedurfte nicht

sei-

seiner Gegenwart, um gleiches Feuer zu nähren.

In des Königs schwerer Krankheit (1504) verbreitete sich in Welschland das Gerücht von seinem Tode. Zwar wurde es bald widerrufen, doch zu spät für die zärtliche Genueserin, denn am achten Tage, nachdem es ihr zu Ohren gekommen, starb sie vor Kummer. Den König rührte diese Nachricht tief: er befahl Authon, seinem Geschichtschreiber, (Chroniqueur) das Bild der edeln Spinola der Nachwelt aufzubewahren. Vier lange Gedichte, durch welche Authon dies am besten zu bewirken glaubte, sandte Ludwig nach Genua, um Thomassinens Leichenfeyer und ihr Grabmal damit zu schmücken. Sie hatte ihren Frühling noch nicht durchlebt, und ihre Reize standen in der Blüte, als des Geliebten vermeinter Tod ihr Herz brach.

Nota. Die bey diesem Aufsatz benutzten Schriftsteller sind:

Saint Gelais de Montlieu, histoire de Louis XII.

Brantôme Dames Illustres de France.

d'Ar-

d'Argentié histoire de Bretagne.

Varillas, histoire de François I. (mit Vorsicht)

Mezeray histoire de France.

Extrait de d'Authon histoire de Louis XII. dans la bibliotheque historique et critique du Poitou, und noch einige Andere von minderer Bedeutung.

Die kleine Tyrolerin.

Eine Skizze.

---

1. Das kleine Stück Brod.

Ich — wer ich bin, thut hier nichts zur Sache, — ich wurde dem alten Herrn von Eberstein als ein Mann empfohlen, der seinen einzigen Sohn wohl auf Reisen führen könne. Der alte Herr von Eberstein war vormals ein Kaufmann, und hieß schlechtweg Eber; nachdem er aber steinreich geworden, ließ er noch einen Stein an seinen Namen hängen, damit er so schwer wiegen möchte, als sein Gold. Mit dem schweren Golde kaufte er schöne Güter, die er eine Herrschaft nannte, denn herrschen ist aller Menschen

schen Ziel und Streben, wie Helvetius beweiset. Er herrschte auch über seine gute, sanfte Frau, jetzt seine Gemahlin und gnädige Frau, die aber das adeliche Wappen nur zum Schmuck ihres Sarges empfangen zu haben schien. Sie hinterließ ihr Ebenbild, einen liebenswürdigen Knaben, Ferdinand, aus dem ein wackerer Jüngling wurde. Vor dem Antritt seines reichen Erbes, sollte er, nach löblicher Sitte, auf Reisen gehen, um die neuen Wunder in Frankreich, und sonst noch allerley zu schauen. Ein Bierbrauer, dem ich einst gratis ein Hochzeit-Carmen verfertigt hatte, empfahl mich einem dicken Freunde des alten Herrn von Eberstein, der gerne Bier trank, und folglich wurde ich Ferdinands Hofmeister. Die Reise-Anstalten waren schnell gemacht, man gab uns Reichards Guide des voyageurs, blanke Ducaten und ein Taschenbuch voll Wechsel mit auf den Weg. Wir durchkreuzten Europa, verzehrten Alles, und noch etwas darüber, lernten die Landstraßen kennen und verfluchten die Sächsischen. Auf der Heimreise erfuhren wir, daß der alte

Herr

Herr gestorben sey, und beschleunigten die Rückkehr, um die Herrschaft in Besitz zu nehmen.

Als wir noch zwey Tagereisen von der Heimath entfernt waren, überfiel uns eines Abends ein heftiges Gewitter. Wir ließen vor einer Dorfschenke halten, und giengen hinein, um den Sturm vorüber ziehen zu lassen. In der Stube saß ein Mann mit einer rechtlichen Physiognomie, aber seine Kleider schienen durch Zeit und Mangel, sein Gemüth durch Leiden zerrissen. Das graue Haar hatte nur der Kummer dem Greise abgeborgt. Er aß mit großem Appetit ein Stück schwarzes Brod, welches er, wie Hungrige zu thun pflegen, von allen Seiten betrachtete. Neben ihm stand ein kleines Mädchen, eben so armselig bekleidet, das mit gleicher Eßlust ein Stück Brod bearbeitete, und früher damit fertig wurde, als der sparende Mann. „Vater," sprach das Kind, „ich bin noch hungrig, gieb mir mehr Brod." — Da gab der Vater ihm sein eignes Stück Brod vom Munde weg, und sah recht freundlich dazu aus. Aber das kleine Mädchen

er=

erschrack und sah den Vater ängstlich an. Als der sich abwandte, betrachtete das Kind das angebissene Stück Brod mit sichtbarer Wehmuth, und seine großen blauen Augen wurden feucht. Doch es verschleuderte seine Thränen, versuchte gleichsam einigemal hinter des Vaters Rücken zu lächeln, und als es meinen mochte, das sey ihm gelungen, schmiegte es sich spielend an den Vater und sagte: „es ist mir doch zu viel, ich bin „satt, — iß du selber." „Ich bin auch satt," erwiederte der Mann, „iß du, mein Kind." — „Nein, ich mag nicht mehr," rief das kleine Mädchen, legte das Brod dem Vater auf den Schooß und hüpfte hinaus. Ein Zug wehmüthiger Bitterkeit fuhr wie ein kalter Wind über das blasse Gesicht des Mannes, er steckte das Brod in seine Tasche, und mit dem Stabe, auf den er die trockenen Lippen heftete, schien er einen Seufzer zurück zu drängen.

Ferdinand, dem von dieser stillen Scene nichts entgangen war, trat bewegt vor den Fremden. „Darf ich fragen, wer Sie sind?" — Ein Reisender,

fender, sagte der Mann, indem er meinen Zögling zwar bescheiden, doch befremdet, ansah.

„Ich frage nicht aus Neubegier," fuhr Ferdinand fort, „Sie scheinen Hülfe zu bedürfen, „und zu verdienen."

Der Fremde. Ich sehe freylich aus wie ein Bettler, aber ich bin keiner.

Ferdinand. Auch habe ich Ihnen kein Allmosen angeboten, ich sprach nur von Hülfe.

Der Fremde. Hülfe? Ja freylich, Hülfe thäte mir Noth, oder vielmehr meinem Kinde. —

Bey den letzten Worten zitterte seine Stimme.

„Fassen Sie Vertrauen zu mir," sprach Ferdinand mit einem Tone, der ein Erbtheil von seiner guten Mutter war. Ihm widerstand der Fremde nicht.

„Ich bin ein Tyroler," sagte er nach einer Pause, „im letzten Kriege wurde ich dreymal ge„plündert, der Schrecken tödtete mein Weib, und „in einer brennenden Scheune verlor ich mein

„jüng=

„jüngstes Kind. Ich konnte mich nicht wieder „aufraffen. Ein kinderloser Verwandter in Schwa„ben lud mich ein, zu ihm zu kommen, er wol„le meine kleine Ther„ zur Erbin einsetzen, und „ich solle Verwalter auf seinem Gute werden. „Das hob mich wieder, denn ich verstehe die „Landwirthschaft. Ich machte mich zu Fuße auf „den Weg, aber mit dem zarten Kinde gieng es „langsam. Es währte einige Monate, ehe wir „zum Vetter kamen, der war todt, hatte kein „Testament hinterlassen, und nähere Erben wie„sen mich zurück. So bin ich denn nun wieder „auf dem Heimwege begriffen, und helfe mir „durch, so gut es gehn will. Der Weg ist frey„lich noch sehr weit, doch bin ich nur erst wie„der in meinen lieben Bergen, dort kennen „mich die Leute, dort werde ich Arbeit finden, „wenn auch nur als Knecht bey einem braven „Bauer."

„Da Sie Ihr Vaterland ohnehin verlassen „wollten," sagte Ferdinand, „so biete ich Ih„nen

„nen eine Zuflucht auf meinen Gütern an; die „sind groß, an Arbeit solls nicht fehlen.“

Plötzlich verklärten sich des Mannes Züge; er wollte reden, er stammelte, mit beyden Händen ergriff er Ferdinands Hand, sah ihm andächtig ins Gesicht, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Das kleine Mädchen war indessen wieder herein geschlichen, hatte mit scheuer Neubegier zugehorcht, und als es den Vater weinen sah, fieng es an zu schluchzen. Ferdinand war sehr gerührt, wollte sich wegwenden, konnte aber die Hand nicht losreißen.

„Therese! rief endlich der Fremde, „was „sagt' ich heute, als wir das Bild am Wege „fanden, auf dem ein Wanderer, gleichsam „durch einen Engel aus großer Gefahr gerettet „wurde?“

„Gott wird auch uns helfen!“ stammelte das Kind.

„Gott hat geholfen!“ erwiederte der Alte feyerlich, ließ Ferdinand loß und faltete beyde Hände. Mein Zögling eilte hinaus. Nun mußte

te ich dem Manne erzählen, wer der gute Fremde sey, wo er wohne, welche Güter er besitze. Indessen war das Kind leise dem Wohlthäter gefolgt, den es an der Thür fand, mit dem Schnupftuch vor den Augen. Traulich schmiegte es sich an ihn, dankte ihm mit einer Engelsstimme, und bat ihn, er möchte dem Vater etwas zu essen geben lassen, aber ja nicht verrathen, daß er darum gebeten worden. „Willst du denn nicht „auch essen?" fragte Ferdinand. — „Nein, ich „bin so frölich, mich hungert nicht." — Wir aber stellten uns, als ob wir hungrig wären, der Wirth mußte auftischen, was er im Hause hatte; wir luden die neuen Bekannten zu Gaste, Wein wurde aus dem Wagen geholt. Das erquickte den Fremden sichtbar. Des Kindes Augen hingen nur am Vater und glänzten vor Freuden.

„Wie alt ist die Kleine?" fragte Ferdinand. —

Acht Jahr. —

„Es ist ein gutes Kind," sagte mein Zögling, und nickte ihm freundlich zu.

e. Das Blumen-Gärtchen.

Unser geräumiger Wagen faßte die Gäste bequem und ihr Gepäck beschwerte uns nicht. Während der kurzen Reise lernten wir an Joseph Drommer — so hieß der Mann — einen Tyroler kennen, der dem guten Rufe seiner biedern Landsleute vollkommen entsprach, und, so wie jenes treuherzige Volk, den Natur-Adel empfangen hatte. Auch verrieth er bey jeder Gelegenheit so viele Kenntnisse von der Landwirthschaft, daß der Gewinn von Ferdinands guter Handlung offenbar ihm selbst verblieb. Das Kind war sanft, heiter, sah jedes kleine Bedürfniß dem Vater an den Augen ab, und wenn er dann und wann im Wagen entschlummerte, so verscheuchte es ihm die Fliegen, wenn es gleich vor Müdigkeit oft selber die Augen kaum offen halten konnte. An Ferdinand biengen des Kindes Blicke mit herzlicher Andacht, und es haschte nach jeder Gelegenheit, seine dankbare Liebe zu beweisen. Als er einst, während des Pferdewechsels, über Zahnschmerzen klagte, war Therese unbemerkt fortgesprun-

sprungen, Niemand wußte wohin. Die Pferde standen vorgespannt, wir suchten sie, wir riefen lange vergebens; schon wurden wir ärgerlich, da kam sie endlich aus einem Gesträuch hervor, zog mich bey Seite, gab mir ein Würmchen, das Sieben-Punkt heißt, und ersuchte mich, den guten Herrn zu bitten, daß er es zwischen den Fingern quetsche, und auf den Zahn lege, das helfe gewiß. Sie selbst aber getraue sich nicht, es ihm zu geben.

Wir langten glücklich auf Ferdinands Güthern an. Den Verwalter des Hauptguthes, Schloß Eberstein, einen alten Diener seines Vaters, konnte oder wollte er nicht abschaffen, aber eine Viertelmeile von da, auf einem andern Guthe, stand ein artiges kleines Haus, mit allem nöthigen versehen. Dahin setzte er den ehrlichen Joseph Drommer als Unterverwalter, und sah bald sein Vertrauen gerechtfertigt. Unter Drommers Händen wuchs und gedieh alles vortrefflich, neue Pflanzungen giengen aus Morästen hervor. Nur stand die Begierde, sich dankbar zu zeigen, nicht im Verhältniß mit seinen erschöpften Kräften; über-

spannter Eifer warf ihn nach einem halben Jahr aufs Krankenbett, und führte ihn schnell an des Grabes Rand.

In den ersten Tagen wußten wir nichts davon, denn er hatte verboten, nach Schloß Eberstein zu senden, vermeinend, es werde wohl bald vorübergehn. Als aber das Fieber heftiger wurde, und er irre redete, da lief das erschrockene Kind aus dem Hause, kam blaß und athemlos zu uns, und erzählte schluchzend: der Vater wolle sterben. Ferdinand sandte sogleich einen Postzug nach der Stadt, den Arzt zu holen, und eilte selbst mit Theresen hinüber. Der Arzt kam und half. Ferdinand bezahlte ihn reichlich; er that mehr, denn er wich nicht von Drommers Lager, bis er ihn außer Gefahr sah. Als er nun gehn wollte, klammerte sich das Kind um seine Knie, und wollte danken, und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „ich will Zeitlebens für Sie beten!"

Bald darauf fuhren wir nach der Residenz. Ferdinand hatte ein Blumengärtchen, das er selbst mit großer Liebe pflegte. Der Gärtner, so kunstverständig er auch war, durfte keinen Fuß

hineinsetzen, denn es machte meinem Zögling Freude, sagen zu können: jede dieser Blumen habe ich selbst gezogen. Als er nun aber auf einige Monate verreisen wollte, da ließ er den Gärtner rufen, und band ihm sein Gärtchen auf die Seele.

Leider war der Mann dem Bachus noch mehr zugethan als der Flora. Während unserer Abwesenheit, von Niemand bemerkt, ergab er sich dem Trunke mehr als jemals, ließ alles drüber und drunter gehn, erschrack darüber in einem nüchternen Augenblicke, und lief davon. Als wir nach Hause kamen und durch den Park fuhren, wurden wir die Verwüstung schon gewahr. Alles verdorrt, vergras't, von Maulwürfen durchwühlt; die Gegend glich dem Vorhof einer öden Burg, in der nur Gespenster hausen. „Ach! mein „armes Gärtchen!" rief Ferdinand, und, kaum aus dem Wagen gestiegen, eilte er dahin. Siehe, da blühte alles lustig, kein Unkraut war zu sehn, jede Blume aufgebunden, jede begossen.

„Gottlob!" sagte Ferdinand, „wenigstens hat „er doch mein Gärtchen treulich besorgt." „Mit

„nichten, gnädiger Herr," so ließ der Hausknecht sich vernehmen, der hinter ihm stand; „hierher „ist er gar nicht gekommen; aber die kleine The„rese ist alle Tage zweymal von Aschershausen her„über gelaufen, und hat gejätet, begossen, und „emsig viele Stunden lang ihr Wesen getrieben."

„Das gute Kind!" sagte Ferdinand: „Aschers„hausen liegt eine starke Viertelmeile von hier, „und Therese ist kaum 9 Jahr alt!"

3. Die Räuber.

Er hatte das kleine Mädchen recht lieb, und beschenkte es oft mit allerley Spielwerk, auch Kleinigkeiten von Werth, Halsbänder, Schaumünzen und dergleichen. Gewöhnlich machte ihr das große Freude, aber nicht immer. Wenn zum Beyspiel der Vater, an Ferdinands Geburtstage, sie wohl geputzt herüberschickte, um einen gereimten Glückwunsch herzusagen, den der alte Prediger zusammengestoppelt hatte, so schien sie das nicht gern zu thun, war immer sehr verlegen dabey. Hatte sie nun vollendet, und schloß Ferdi-

nand seinen Schreibtisch auf, um ein Geschenk für sie heraus zu holen, so brannte etwas in ihrem Auge, das fast dem Unwillen ähnlich sah; sie nahm schweigend, machte mit niedergeschlagenen Blicken einen tiefen Knix, und schlich still davon. Wenn sie aber in kindlicher Frölichkeit um ihn her hüpfte, mit seiner Uhrkette spielte, was ihr neu war, anstaunte, und er es ihr mit den Worten gab: „Behalt' es zu meinem Andenken!" oder wenn er aus der Stadt kam, und rief: „komm her Therese! ich habe dir auch etwas mit„gebracht. Siehst du, daß ich immer an dich den„ke," — so nahm sie das Geschenk mit Freuden, zeigte es aller Welt, trug sich lange damit, und legte es endlich zu den übrigen, in ein schönes, buntes Kästchen, das ihr der Vater zu diesem Behuf hatte kaufen müssen.

Der alte Verwalter war nun gestorben, und Joseph Drommer an dessen Stelle getreten, wohnte also jetzt auf dem Schlosse, und das Kind umgaukelte Ferdinanden, so oft er sich blicken ließ. Aber ein neugebornes Zartgefühl sagte Theresen schon damals, man müsse auch durch Liebe nicht

lästig

lästig werden; sie wußte es ihm an den Augen abzusehn, wenn er gestimmt war, mit ihr zu spielen, und hielt sich schüchtern fern, wenn kein freundlicher Blick sie beherzt machte. Fuhr Ferdinand nach der Stadt, welches oft geschah, so hatte sie sich stillschweigend ein Recht auf sein Gärtchen erworben, und keine Witterung hielt sie dann zurück, emsig daran zu arbeiten.

Damals machten Räubereyen, des Krieges Nachwehen, die Gegend unsicher. Eines Tages hatten wir uns in der Stadt verspätet, es war schon dunkel, als wir in den Wald kamen, der Ferdinands Güther begrenzte. Plötzlich sahen wir uns von einem Haufen verwegener Kerle umringt, die, bey der geringsten Widersetzlichkeit, uns zu erschießen drohten. Wir retteten unser Leben, indem wir geduldig alles hergaben, was wir hatten. Als wir nach Hause kamen, eilte Ferdinand sogleich zu Drommer, und erzählte, was ihm begegnet. Mit starrem Entsetzen hing Theresens Auge an seinen Lippen, und als er einigemal wiederholte: „Sie haben mich rein ausgeplündert, mir gar nichts gelassen," — da flog

sie in die Kammer, kam mit ihrem Kästchen zurück, und bat ihn beweglich, es anzunehmen; ja es schien ihr nicht einmal recht, als Ferdinand ihr liebkosend erklärte: nur was er bey sich gehabt, sey ihm genommen worden, übrigens sey er noch eben so reich als zuvor. — So? sprach sie fast verdrießlich, als ob sie herzlich gewünscht hätte, ihn ganz arm zu sehn.

Als er das nächste Mal wieder nach der Stadt wollte, bat sie ihn ängstlich, es nicht zu thun, warnte ihn vor den Räubern, und sah ihn mit großer Bangigkeit wegfahren. Auch mußte er ihr, was vorher nie geschehn, den Tag seiner Rückkunft genau bestimmen.

Der Fürst hatte indessen durch seine Truppen den Wald gesäubert; wir ließen uns daher unbesorgt durch Geschäfte und Vergnügungen abermals so lange in der Stadt zurückhalten, daß wir, zwar am bestimmten Tage, doch erst ziemlich spät in der Nacht, eintreffen konnten. Schon hatten wir fast des Waldes Ende erreicht, als wir fern unter den Bäumen eine kleine weiße Gestalt erblickten. Erst Räuber, nun Gespenster,

scherz=

scherzte ich. Es war Therese. „Die Angst hat „mich herausgetrieben,“ sagte sie fast weinend, denn sie hatte schon über zwey Stunden dort gewartet, und obgleich Nacht und Einsamkeit so heftig auf sie gewirkt hatten, daß ihr im Fieberfrost die Zähne klapperten, so war sie doch nicht von der Stelle gewichen. „O!“ sagte sie, und machte sich stark, „hier habe ich mich gar nicht ge„fürchtet, denn ich konnte in der Ferne das Licht „aus den Fenstern meines Vaters schimmern sehn, „und folglich konnte mir nichts widerfahren.“

Wir nahmen sie mit in den Wagen; Ferdinand schalt, aber es gieng ihm nicht vom Herzen, und sie hörte ihn auch nicht, denn ganz erschöpft war sie an seinen Busen eingeschlummert. Als wir allein waren, sagte Ferdinand: „Es ist ein „herziges Kind, und erst zehn Jahr alt!“

4. Die Spinne.

Jetzt fieng er an in müßigen Stunden sie zu unterrichten. Lesen, schreiben, rechnen, hatte schon der Vater sie gelehrt. Ferdinand unter-

richtete sie im Französischen, und ich, auf seine Bitte, in Geographie und Geschichte. Aber nur bey ihm machte sie auffallende Fortschritte, bey mir hingegen begriff sie in einem halben Jahre mit großer Mühe, daß Madrit die Hauptstadt in Spanien sey, und daß Herrmann den Varus geschlagen habe. Einst machte ihr Ferdinand einen leisen Vorwurf darüber, den achtete sie wenig; als er aber hinzufügte: „Warum lernst du „denn bey mir allein so fleißig? Hast du mich „denn lieber als diesen Herrn?" — Da überzog brennende Schaamröthe ihre Wangen: „Nein! „nein!" sagte sie hastig, „ich habe ihn eben so „lieb!" und von dem Tage an war ich kaum im Stande ihren Fleiß zu zügeln, sie lernte mehr als ich verlangte, fragte mehr als ich wußte, und trieb es so arg, oft bis spät in die Nacht, daß ihr ohnehin zarter Körper dadurch angegriffen wurde. Erschrocken wurden wir das gewahr, und machten den Lehrstunden beym herannahenden Frühling, zu ihrem großen Mißvergnügen, plötzlich ein Ende. Es war hohe Zeit, denn jenes

Uebel, das so manches schönen Weibes Liebenswürdigkeit zerstörte, Nervenschwäche, begann sich bey ihr zu äußern.

Aber auch diese wußte sie zu überwinden, im Ausbruch ihres dankbaren Gemüths. Ferdinand hatte von seiner Mutter einen unüberwindlichen Abscheu vor Spinnen geerbt, er konnre keines dieser häßlichen Geschöpfe ohne Schauder sehn. Therese trieb diese Furcht noch weiter, weil das schöne Geschlecht alles weiter treibt; sie kreischte laut, wenn eine Spinne ihr zu nahe kam. Einst saßen wir im Lusthaus, Ferdinand las, Therese strickte, sah aber, wie gewöhnlich, oft über das Strickzeug weg, nach dem geliebten Wohlthäter. Von ungefähr warf ich einen Blick auf sie, bemerkte, daß sie erblaßte und mit starren Augen an Ferdinand hieng. Ehe ich noch fragen konnte, was ihr fehle? sprang sie hastig auf, stürzte mit einer Wuth auf Ferdinand zu, nahm ihm mit den Fingern eine große Kreuzspinne von der Schulter, und schleuderte sie hinaus. Nach dieser für sie höchsten Anstrengung, sank sie zurück

auf den Stuhl, und fieng krampfhaft an zu weinen.

Als der erschrockne Ferdinand hörte, was geschehen war, nahm er sie bewegt in seine Arme, dankte ihr liebkosend, und gieng hinaus, um seine Rührung zu verbergen.

„Ein kleiner Zug," sagte er Abends zu mir, „aber ein schöner Zug, nicht wahr? und das „Mädchen ist erst eilf Jahr alt."

5. Die Jagd.

War es Faulheit von uns beyden, oder irgend eine andere Ursache, die Ferdinand sich und mir nicht gestehen mochte, genug, die Lehrstunden wurden auch zu Anfang des Winters gänzlich vernachläßigt. Aber eines Tages brachte mein Freund aus der Stadt einen jungen Mann mit, den er uns als Theresens künftigen Lehrer vorstellte. Herr Braun, so hieß er, war ein bescheidener Jüngling von angenehmer Gestalt, mannichfaltigen Kenntnissen, und hatte durchaus nichts

an sich, das Widerwillen einflößen konnte, am wenigsten auf den ersten Blick. Dennoch schien Therese sehr erschrocken, als sie durch seine Bekanntschaft überrascht wurde; sie fügte sich ungern in die neue Lage, und noch nach mehrern Monaten rühmte Braun zwar ihren Fleiß, klagte aber, daß er ihr Vertrauen nicht gewinnen könne. Ferdinand hörte das öfter und schwieg, ich aber machte ihr Vorwürfe darüber, doch erhielt ich keine andere Antwort, als die unpassende: „Mein Lehrer kostet dem gnädigen Herrn so „viel.“ — Daß diese Kosten nicht vergebens aufgewandt würden, dafür sorgte sie freylich durch anhaltenden Fleiß, aber ein Theil ihrer kindlichen Fröhlichkeit schien dabey verloren zu gehn. Ob es Ferdinand bemerkte, weiß ich nicht; er sprach jetzt seltener von ihr.

Eine seiner liebsten Zerstreuungen war die Jagd, er erfuhr aber auch, wie Tausende vor ihm, daß dies Vergnügen bald zur Leidenschaft wird. Sein Reichthum gab ihm Mittel, es in seinem ganzen Umfang zu genießen; der Hof wimmelte

melte von Jägern und Hunden, und nicht lange, so wurde seine Jagdlust drückend für die Unterthanen. Die gehetzten wilden Schweine verwüsteten der Bauern Felder; der sonst gerechte Ferdinand hatte für solche Klagen keine Ohren. Ein armer Bauer, dem schon im vorigen Jahre der Segen seines kleinen Ackers durch jene Bestien zertreten worden, hatte den Winter hindurch sich, sein Weib und fünf Kleine kümmerlich durchgebracht. Mit neuem Muthe gieng er im Frühling hinter seinem Pfluge, mit neuem Vertrauen warf er die Saat in die Erde. Sie keimte lustig hervor, wuchs, reifte. Morgen wollte er die Halme schneiden, übermorgen sie in die sichere Scheuer führen. Aber als Morgen kam, und er mit Weib und Kind beym Sichelklang frölich hinauszog, da hatten in der Nacht ein ganzes Rudel wilder Schweine sein kleines Feld so durchwühlt, daß es den Lava-Schlacken des Vesuvs glich. Das Weib schrie laut auf, die Kinder kreischten, verzweifelnd ergriff der Mann eine Flinte, und erlegte eins von den Unthieren.

Fer-

Ferdinand ließ ihn ins Gefängniß werfen. Die Bitten der Mutter, das Geschrey der Kinder um Brod, drangen nicht zu seinen Ohren. Aber die kleine Therese erfuhr es, gieng selber hin, sah den Jammer, und weinte Tag und Nacht. Einigemal wollte sie Ferdinanden bitten, aber er sah finster drein, und sie schwieg erschrocken.

Ein Trödelkrämer zog vorüber, heimlich verkaufte sie alle erhaltene Geschenke, freylich um halben Preis, doch war die Summe nicht unbeträchtlich, und sie trug sie hastig in die Hütte der Armen. Gestillt war die Noth, einem rauhen Winter konnten die Leute ruhig entgegen sehen, aber der Mann und Vater schmachtete noch im Thurme. Ihn loszubitten wagte Therese nicht, theils auch aus Furcht, ihre Wohlthat zu verrathen, die sie, (ihre erste Lüge) in Ferdinands Namen vollbracht hatte. Die Bäuerin mit ihren Kindern, durch das empfangene Geld beherzt gemacht, lauerte dem gnädigen Herrn auf einem Spaziergange im Park auf, warf sich ihm zu Füßen, dankte für die empfangene Gabe, und

fleh=

flehte um die größere, Befreyung des Hausvaters. Ferdinand stutzte, verstand nicht, fragte, erfuhr, war beschämt, sehr beschämt, wollte seinen Unwillen äußern, konnte vor Rührung nicht dazu kommen, ließ den Bauer auf der Stelle los, und schlich nach Hause mit murrendem Gewissen. Zwischen ihm und Theresen wurde über diese Begebenheit nicht ein Wort gewechselt, aber von diesem Tage an duzte er sie nicht mehr. Alle Schweine ließ er todt schießen, und schränkte seine Jagd ein. Der wackere Drommer sah das mit großem Vergnügen, obschon er nicht wußte, wie es zugieng; es drängte ihn, dem gnädigen Herrn etwas darüber zu sagen, und er erstaunte nicht wenig, als Ferdinand, statt ihm zu antworten, zerstreut fragte: „Wie alt ist Ihre Tochter?“ — Zwölf Jahr, erwiederte Drommer. — „Erst zwölf Jahr?“ erwiederte Ferdinand und kehrte ihm den Rücken.

6. Das neue Kleid.

Den größten Theil des Winters pflegte Ferdinand gewöhnlich in der Stadt zuzubringen, auch dießmal sollte es geschehen; ein kleiner Zufall kam dazwischen. Er hatte nemlich eines Abends zur ungewöhnlichen Stunde seinem Verwalter etwas zu sagen, gieng hinüber, fand die Thür offen, und hörte Theresen laut lesen. Jetzt schlich er leise und lauschte. Es waren Hallers Gedichte, die sie ihrem Vater mit so inniger Empfindung vorlas, daß er lange eingewurzelt stand, und nicht eher seine Gegenwart kund that, bis sie das Buch weglegte. Sie erschrack, als er gestand, er habe sie behorcht, denn ohnehin war sie ein wenig scheu und fremd gegen ihn geworden, seit er sie nicht mehr duzte. Er bat sie, während der wenigen Herbsttage, die er noch auf dem Schlosse zubringe, ihm auch bisweilen vorzulesen. Sie gehorchte ohne Ziererey. So floßen manche Abendstunden angenehm und schnell dahin. Täglich wollte er abreisen, täglich verschob er es. Bald

war ein interessantes Buch noch nicht geendigt, bald ein anderes angefangen worden, die süße Stimme fesselte ihn. „Uebermorgen,“ sagte er endlich, „reise ich ganz gewiß. Morgen wird ein„gepackt, also giebt es morgen viel Wirrwarr in „meinen Zimmern. — Das Lesen hat heute ein „Ende; ich danke Ihnen von Herzen, liebe There„se.“

Wenige Stunden vorher, ehe er dieß sagte, war Therese zu einer Hochzeit und zum Tanz in der Nachbarschaft eingeladen worden; aber eingedenk der lieben Pflicht, Ferdinanden jeden Abend vorzulesen, hatte sie es ausgeschlagen. — Jetzt, da der gnädige Herr sie wider ihren Willen von ihrer Pflicht entband, und sie dem Vater die traurige Neuigkeit mittheilte, schlug ihr dieser vor, nunmehro der Einladung Folge zu leisten. „Du hast ja ohnehin,“ fügte er hinzu, „das schöne Kleid noch nicht anversucht, welches „der Herr dir neulich schenkte.“ — Einem solchen Grunde, der auch bey dem besten Mädchen nicht ohne Würkung bleibt, widerstand Therese nicht; am andern Tage schmückte sie sich mit Wohlgefal-

len, und der Vater suchte seinen Sonntags-Rock hervor.

Plötzlich erscholl die Schreckensbotschaft: Ferdinand sey mit dem Pferde gestürzt, habe den Fuß gequetscht, liege auf dem Ruhebett und könne nicht reisen. Husch! ergriff Therese ein Buch, eilte hinüber, fragte todtenblaß nach Ferdinands Befinden, hörte, der Zufall habe wenig zu bedeuten, und erbot sich nun freudig, ihm zur gewohnten Stunde lesend die Zeit zu verkürzen. Er ließ es geschehen. Während sie las, wollte er sie nicht unterbrechen; als aber der Bediente das Abendessen ansagte, und sie aufstand, da fragte er: „Warum heute so geputzt, liebe Therese?"

Sie wollte nicht heraus damit, er drang in sie, ihre Verwirrung stieg, seine Neubegier wuchs, er bestand darauf, die Ursache zu wissen, und sie bekannte endlich, daß sie im Begriff gewesen, zu einer Hochzeit zu fahren. Ich erwartete seinen Dank dafür zu hören, daß sie ihm dieß Vergnügen geopfert hatte, aber er schwieg und Therese entschlüpfte. Bey Tische war Ferdinand einsilbig; erst nach dem Essen sagte er hingeworfen: „Es

„ist

„ist doch warlich viel: sie ist in ihrem Leben noch „auf keiner Hochzeit gewesen, und konnte in ei„nem hübschen neuen Kleide erscheinen. Sie ist „doch auch wohl eitel, wie alle Evens Töchter, „aber aus Gefälligkeit für mich, entsagte sie der „Freude, scheint nicht einmal Werth darauf zu „setzen. Es ist doch warlich viel, nicht wahr, mein „Freund? Denn das Mädchen ist schon dreyzehn „Jahr alt.“

„Schade, daß sie nicht noch ein Paar Jahr drü„ber ist,“ erwiederte ich lächelnd.

Warum? sagte Ferdinand. Ich antwortete nicht, und er schien auch keine Antwort zu erwarten.

7. Feuer.

Daß Therese wirklich dreyzehn Jahr alt war, und daß sie sogar schon stark ins vierzehnte gieng, wurde bald hernach bey einer kleinen Begebenheit sichtbar, die sehr unglücklich hätte ablaufen können. Ferdinand hatte die üble, und doch sehr angenehme Gewohnheit, Abends im Bett zu lesen.

Vergebens warnte man ihn vor den Folgen, er pochte darauf, daß es ihm noch nie wiederfahren sey, über dem Lesen einzuschlafen und die Lichter brennen zu lassen; denn es ist eine gewöhnliche Beschränktheit des menschlichen Geistes, im Großen wie im Kleinen, daß er das, was nie zuvor geschah, gleichsam für unmöglich hält.

Eines Abends las er die Geständnisse einer schönen Seele in Göthe's Wilhelm Meister und schlief richtig dabey ein. Sein Bett stand nahe am Fenster, die etwas schief gestellte Kerze fieng an zu fließen, fiel um, ergriff zuerst den Fenster-Vorhang, der hoch aufloderte. Therese, die mit ihrem Vater einen Flügel des Schlosses bewohnte, konnte aus ihrem Fenster nach Ferdinands Schlafzimmer hin sehen, und man sagte, sie habe das oft gethan, ja, seit der Geschichte mit dem armen Bauer, das ist, seitdem sie scheu wurde und Ferdinand sie pluraliter anredete, habe sie sogar ihr Bett auf eine Stelle gerückt, die ihr das Hinsehen erleichterte. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie gerade in dem Augenblick hinsah, als dort der Fenster-Vorhang Feuer fieng;

und obwohl sie schon seit einer Stunde im Bette lag, so ist doch unwidersprechlich, daß sie noch nicht eingeschlafen war. Kaum erleuchtete die schnelle Lohe ihr Zimmer, als sie, blos an die Gefahr denkend in der Ferdinand schwebte, einzig von dem Lieblings = Gewande des Morpheus bekleidet, aus dem Bette sprang, flüchtig wie Atalanta die Corridors durchstrich, mit einem Stoße Ferdinands Zimmer öffnete und mit lautem Geschrey hineinstürzte. In demselben Augenblicke ergriff die Flamme schon den Bettvorhang des tief Schlummernden, hoch schlug die Lohe empor, Rauch und Feuer wälzten sich über ihn hin. Theresens gellende Stimme erweckte ihn zwar sogleich, aber er wußte sich weder zu besinnen, noch zu fassen, als er, wie Prinz Tamino, sich plötzlich mitten in Feuerflammen fand. Erst als Therese, immer schreyend, die brennenden Vorhänge vom Bett riß, und die Rauchwolke ihn zu ersticken drohte, sprang auch er in ähnlichem Costüm heraus, und ein geschäftiger Wettstreit begann. Sie warf Kissen auf das Feuer, er seinen Schlafrock, sie goß eine Flasche mit Wasser

ser darüber her, er ein Waschbecken. Das Feuer wurde schnell gedämpft, nur Rauch und Qualm füllten noch das Zimmer.

Kaum aber besann sich Therese, daß die Gefahr vorüber sey, als sie plötzlich noch lauter schrie als zuvor, auch schneller als sie gekommen war, zurück in ihr Schlafzimmer eilte, sich in die Kissen warf, und tief in die Decke verhüllte, als stehe ein Gespenst vor dem Bett. Glücklicherweise lag im Schlosse alles im ersten Schlafe, niemand hatte den Lärm vernommen. Es währte lange, ehe Ferdinand zu deutlicher Besinnung kam. Wohl zehnmal fragte er laut: Wie entstand das Feuer? und jedesmal antwortete er sich laut: Therese hat es gelöscht. Endlich zog er die Klingel, der Kammerdiener kam, und während dieser Alles in Ordnung brachte, gieng er träumend auf und nieder, erzählte sich selbst, Therese sey im bloßen Hemde da gewesen, und habe sehr geschrieen, und habe fast ausgesehn, wie eine erwachsene Person. Es fehlte nicht viel, so war es ihm ärgerlich, daß das Feuer so bald gelöscht

löscht worden. Endlich fiel ihm auch ein, daß sie ihm vermuthlich das Leben gerettet, doch vergaß er das gleich wieder. Hingegen fragte er mürrisch: Warum schrie sie denn so entsetzlich? Etwa, weil sie und ich halb nackend waren? Was thuts? Sie ist ja noch ein Kind.

Aber dieses Kind wich ihm drey Tage lang ängstlich und geflissentlich aus, und als er Theresen endlich in des Vaters Zimmer überraschte, da brannte die Glut auf ihren Wangen heftiger als die, welche seine Vorhänge verzehrt hatte. Er wollte ihr danken, doch ihre Verlegenheit schien so dringend um Erbarmen zu flehen, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

8. Das Vorzimmer.

Der alte Herr von Eberstein hatte seinem Sohne ein Mädchen ausgesucht, das arm an Gelde, aber reich an Schönheit und Ahnen war. Als Ferdinand auf Reisen gieng, war Fräulein Thorschild

schild noch ein Kind, in dem Hause einer alten Tante, die ein kleines tief verschuldetes Rittergut in der Nachbarschaft bewohnte. In der letzten Krankheit des alten Herrn hatte die verschmizte Dame ihn dahin vermocht, daß er seinem abwesenden Sohne nur zu dieser Verbindung seinen Segen gab. Ferdinand empfand zwar keine Neigung für Kunigunde von Thorschild, aber er liebte auch keine andere; seines Vaters letzter Wille war ihm heilig, und da die kleine Kunigunde recht hübsch heran wuchs, so wartete er geduldig den Zeitpunkt ab, in dem er als seine eheliche Gemahlin sie heimführen sollte. Dieser Zeitpunkt war nun gekommen. Er selbst zwar hatte noch nicht daran gedacht, aber die alte Tante wußte das Testament geschickt in Erinnerung zu bringen. Er fuhr hin, sah Kunigunden in der Blüte jugendlicher Reize, hatte nichts einzuwenden, und kam als Bräutigam zurück.

Therese, die vom ganzen Testament keine Sylbe wußte, weinte Freudenthränen — wenigstens von ihr so genannt, — als sie mit der

Nach=

Nachricht von der nahen Vermählung so angenehm — wie sie sagte, — überrascht wurde, und wünschte Ferdinanden mit einer Heftigkeit Glück, die ihn verdrüßlich machte.

Theresens Erziehung war nun vollendet, und Ferdinand hatte durch seinen Einfluß dem wackern Braun einen einträglichen Schuldienst in der Stadt verschafft. Nach einigen Monaten, gerade um die Zeit des erklärten Bräutigamsstandes, kam der junge Mann unvermuthet nach Schloß Eberstein. Er ersuchte Ferdinanden um geheimes Gehör, und entdeckte ihm, daß er seine gewesene Schülerin herzlich liebe, daß er durch des gnädigen Herren Güte in den Stand gesetzt worden, eine Frau anständig zu ernähren, und daß er jetzt um Vollendung seines Glückes ihn zu bitten komme.

Ferdinand stutzte: „Mein Gott, sagte er, „Therese ist ja noch viel zu jung?" — „Sie ist „funfzehn Jahr alt," erwiederte Braun.

„Schon 15 Jahr? Unmöglich!"

„Ich hab es von ihrem Vater."

„So?"

„So?" versetzte Ferdinand, und sah fast einfältig dabey aus. „Nun, wenn das ist, ich werde mit dem Mädchen reden."

„Liebes Kind," sagte er zu Theresen, „wie „wäre es, wenn wir an einem Tage Hochzeit „machten?" — Sie erschrack, und sah ihn zitternd mit großen Augen an. — „Herr Braun hat „um Sie angehalten." — Eine lange Pause. Therese glühte und bebte. Ferdinand stand sehr verlegen vor ihr. Endlich ergriff sie seine Hand mit Heftigkeit, und sagte weinend: „Nein! nein! „nein! ich werde meinen Vater nicht „verlassen."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Mein völliger."

„Sie wollen Braun keine Hoffnung geben?"

„Keine! keine!" und husch war sie zur Thür hinaus. Der arme Braun fuhr ohne Trost nach Hause, Ferdinand schüttelte den Kopf und ertappte sich auf einem Lächeln.

Schon nahte der Tag seiner Verbindung, als ein hitziges Fieber ihn aufs Bett warf, und in

we=

wenigen Tagen seine Lebenskraft so wüthend ergriff, daß der Arzt ihn aufgab. Bey der ersten Nachricht von diesem Unglück kam die Braut mit ihrer Tante sogleich nach Schloß Eberstein, bezog ein Zimmer neben dem des Bräutigams, wartete und pflegte den Kranken, verließ sein Lager nur selten. Gern hätte Therese, die wie ein Schatten herum wanderte, diese Pflicht mit ihr getheilt, aber unaufgefordert wagte sie es nicht. Wohl hundertmal des Tages schlich sie in Ferdinands Vorzimmer, um zu erfahren, wie es mit ihm stehe. Glücklich war sie, wenn aus dem Krankenzimmer etwas verlangt wurde, und eben kein Bedienter bey der Hand war, dann flog sie pfeilschnell es zu holen oder zu bereiten. Daß sie auch den größten Theil der Nacht in diesem Vorzimmer still durchweinte, wußte niemand.

Am neunten Tage endlich erfolgte eine wohlthätige Crisis, Ferdinand fiel in tiefen Schlummer. Nach Mitternacht erwachte er, und fand zum erstenmale die Besinnung wieder. Tiefe

Stil=

Stille herrschte um ihn. Er blickte um sich, da saß die Braut neben seinem Bette mit einem Romane in der Hand, bey dem sie, erschöpft von vielem Wachen, eingeschlafen war. An der Thür saß sein Kammerdiener gleichfalls schlafend. Die Thüre selbst war am Abend geöffnet worden, weil es dem Arzte zu warm im Zimmer schien; der Kranke lag so, daß er in das Vorzimmer hinaus sehen konnte, wo ein trübes Licht brannte. In der Dämmerung dieses Lichtes lag Therese auf ihren Knieen, und betete mit einer Inbrunst, die ihrem leisen Geflüster zuweilen einzelne laute Töne aufdrang. Er hörte seinen Namen unter sanftem Schluchzen ausgesprochen, und ein Gefühl durchströmte ihn, heilsamer als Arzeney.

Therese! sagte er; doch seiner Stimme gebrach es noch an Kraft, um ihr Ohr zu erreichen. Nur die schlummernde Braut wurde davon erwecket, und als sie aufsprang, verschwand die betende Gestalt aus dem Vorzimmer.

Von dieser Stunde an besserte es sich mit Ferdinand, in einigen Wochen war er völlig hergestellt.

9. Die Laube.

Die alte Tante fand nicht rathsam, das Schloß wieder zu verlassen, ehe ihrer schönen Nichte als Frau von Eberstein gehuldigt worden. Die Vermählung, zu welcher Therese alle Anstalten mit einer Hastigkeit betrieb, als ob es ihre eigne gelte, wurde bald und feyerlich vollzogen. Bey der Trauung war sie nicht gegenwärtig, sie hatte sehr viel in der Küche zu thun, auch widerfuhr ihr dort manches kleine Aergerniß, denn eine Prunkschüssel, von ihr selbst zubereitet, mußte weggeworfen werden, weil — sie konnte nicht begreifen, wie noch warum, — einige Thränen hinein gefallen waren.

Ach! diese Thränen weissagten ihr trübe Stunden. Kunigunde hatte nur zu bald bemerkt, daß ihr Gemahl mit Wohlgefallen an Theresen hieng;

daß

daß er seine Blicke oft weit länger und freundlicher als nöthig war, auf das hübsche Mädchen heftete. Genug, um ihr entschiedenen Widerwillen gegen das hübsche Mädchen einzuflößen. Gelegenheit, ihr diesen empfinden zu lassen, gab es täglich; doch war sie klug genug, es nie in Ferdinands Gegenwart zu thun, und die fromme Therese hätte um alle Welt sich keine Klage entschlüpfen lassen. Aber daß sie heimlich litt, war ihr wohl anzumerken, denn die Rosen auf ihren Wangen verblaßten.

Seit einigen Monaten nährte Frau von Eberstein mit großem Geräusch die Hoffnung, Mutter zu werden, und stolz auf dieses neue Vorrecht, wurden ihre Launen bisweilen unerträglich. Von ihrem Gemahl an bis zum Ofenheitzer herab, quälte sie die Hausgenossen; doch Ferdinand, den der Gedanke an seine Vaterschaft entzückte, trug alles geduldig, und war berauscht von Freude, als endlich Kunigunde ihm einen Sohn gebar.

Die Wöchnerin befand sich wohl, aber als der Tauftag erschien, und die Spitzen, mit welchen

der

der Täufling bedeckt werden sollte, ihr nicht kostbar genug waren, ärgerte sie sich dermaßen heftig, daß noch in derselben Nacht eine plötzliche Entzündung ihrem Aerger sammt ihrem Leben ein Ende machte. Therese war gegenwärtig in ihren letzten Augenblicken, und so erschüttert durch dieses Schauspiel, daß ihre Thränen heftiger flossen, als die des Wittwers. Sie hängte sich nun mit einer Art von Leidenschaft an das verwais'te Kind, dem sie mehr als Wärterin, dem sie Mutter wurde.

Ferdinand, der seinen Sohn zärtlich liebte, war oft stiller, wehmüthiger Zeuge von ihrer liebevollen Sorgfalt, und wenn er ihrem alten Vater dankbar und reichlich vergalt, so fühlte er doch stets dabey, daß Mutterpflege eines zarten Kindes sich nicht bezahlen läßt.

An einem schwülen Sommertage war Therese mit dem Kleinen in die Gartenlaube gegangen, dort entschlummerte er sanft an ihrem Busen, und sie selbst hatte sich im Schatten des Jelängerjelieber vom Schlafe überraschen lassen. In diesem

sem Augenblicke trat Ferdinand vor die Laube, das liebliche Schauspiel fesselte seinen Blick. Ein Wirrwarr von Gefühlen und Gedanken durchkreuzte ihm Herz und Kopf. „Sollte man nicht schwören," sprach er leise, nach einer langen Pause, „daß dies liebliche Mädchen die Mutter des Kindes sey?" — Ein Blitzstrahl zuckte ihm durch die Brust. „Und warum ist sie nicht seine Mutter?" — Er erschrack — nicht über den Gedanken, sondern darüber, daß er ihn zum erstenmale faßte. Es war, als bestürme ihn sein Gewissen, als werfe es ihm verlorne Jahre vor. Wie in einer Zauberlaterne giengen die Bilder an ihm vorüber. Da stand das kleine hungrige Mädchen, dem hungrigen Vater das Brod zurückgebend; da brachte sie den Käfer für die Zahnschmerzen; dort begoß sie sein Gärtchen; hier bot sie ihm das Kästchen, das ihren ganzen Reichthum enthielt; dort harrte sie seiner in Fieberfrost im dunkeln Walde; in dieser nehmlichen Laube nahm sie ihm die Spinne von der Schulter; da drüben lag die Hütte des armen Bauers, an dem sie sein Unrecht still wieder

der gut machte; ein Blick rechter Hand fiel auf die Fenster des Zimmers, in welchem sie ihn aus den Flammen rettete; dort lag sie auf den Knieen und betete für sein Leben; dort empfieng sie, aus den Händen seiner sterbenden Gattin, das Kind, dem sie jetzt Alles war. — Ferdinand bebte, sein Auge flammte; besinnungslos trat er einen Schritt näher, und ergriff die Schlummernde hastig bey der Hand. Sie erwachte und sah ihn befremdet an.

„Mein Gott!" stotterte er.

„Was ist Ihnen?" fragte sie erschrocken.

„Mein Gott! warum haben wir uns nicht „schon längst geheyrathet?"

Sie verstummte zitternd und sah ihn mit grossen Augen an, die zu bitten schienen: Ach! schone meiner!

Die nassen, bittenden Augen brachten ihn zur Besinnung. „Vergeben Sie mir, liebe Therese," sagte er sanfter, „ich habe Sie seltsam über„rascht; aber wenn Sie wüßten, wie es mich plötz„lich ergriff, daß ich ein Thor gewesen! daß ich

„so lange an meinem Glücke vorübergegangen! „Ich liebe Sie ja schon seit Jahren, das ist mir „jetzt auf einmal so klar. Hundertmal habe ich zu „mir selbst gesagt; das wird einmal eine gute „Frau werden; warum denn niemals: meine „Frau? — O geschwind! um Gotteswillen! um „dieses Kindes willen, dem du eine zärtliche „Mutter bist, laß mich die verlornen Augenbli„cke wieder gewinnen! sey mir eine liebevolle „Gattin!"

Aber Therese konnte nicht sprechen, sie sah ihn nur ängstlich an, als wolle sie bitten: Täusche mich nicht! und eine Thräne nach der andern rieselte still über die hochgefärbte Wange. Da schloß er sie sammt dem Kinde in seine Arme, und fieng die Thränen mit seinen Lippen auf, und nannte sie: Braut! Gattin! Therese! und schalt sich dazwischen mit komischem Verdruß, daß er so lange, so lange gezögert! —

„Hierher, lieber Drommer!" rief er dem Vater zu, der eben durch den Garten gieng, „segnen Sie mich und Ihre Tochter!"

Mit freudigem Erstaunen und hoher Andacht trat der Greis hinzu, das erwachte Kind lächelte, und in sein Händchen schwuren Ferdinand und Therese sich ewige Liebe und Treue.

M i s c e l l e n.

Beweis, daß Herr von Göthe kein Deutsch versteht.

Göthe war Schillers Freund, und gewiß um so inniger, da er es nicht immer gewesen, sondern Schillers Verdienste und Anspruchlosigkeit ihm erst spät seine Freundschaft abringen konnten. Göthe hat, um Schillers Andenken zu ehren, ihm eine höchst seltsame Todtenfeyer auf dem Theater zu Lauchstädt veranstaltet, wo, wie man versichert, Bier getrunken, und Glocken von Rosenketten in die Höhe gezogen wurden. Er hat die=

diese Feyer durch einen Epilog von ihm selbst verherrlicht, von dem das Publikum viel, sehr viel, und mit Recht erwartete. Das holprigte Meisterstück ist nun gedruckt im Taschenbuch für Damen für 1806, und beweißt auf drey kleinen Blättern, daß Göthe leider kein Deutsch versteht.

Gleich in der zweyten Zeile, „bewegt sich das Land segenbar.," Doch wir wollen ihm, um des Reims willen, erlauben, neue Worte zu machen.

Zu Anfang der zweyten Stanze „hört er schreckhaft mitternächtiges Läuten." Schreckhaft heißt zum Erschrecken geneigt seyn. Göthe braucht es aber für erschrocken. Man kann jedoch erschrecken ohne schreckhaft zu seyn.

Und was vernimmt er? Ein Läuten, das die Trauertöne schwellt. Sehr falsch, denn schwellen heißt zunehmen, wachsen, das Läuten kann aber nur die Töne hervorbringen,

gen, und hat an Zu- oder Abnahme derselben gar keinen Antheil. Könnte man sagen: das Läuten schwellt die Töne, so müßte man auch sagen können: das Läuten verhallt die Töne. Eines ist so sinnlos, wie das Andere.

Weiter hin erzählt Göthe, wie bald Schillers Ernst wohlgefällig bald raschgewandt war. Das erste bald heißt hier früh, was aber Göthe nicht sagen wollte. „Wie sein Ernst bald wohlgefällig bald raschgewandt war", das hat er sagen wollen, und nicht zu sagen verstanden, weil dem großen Dichter die Scansion fesselte.

Er nennt Schiller sicherstellig, der Himmel mag wissen, was er mit diesem neuen Worte ausdrücken wollte, er selbst weiß es schwerlich.

„Schiller hat den lebensklaren tiefen Sinn erzeugt." Also in dem Lebensklaren selbst liegt kein tiefer Sinn? Schiller hat ihn erst erzeugen müssen? dann war Schiller ein Gott! Ich ha-

habe wohl geglaubt, ein großer Geist könne tiefen Sinn in einer Sache finden, der Andern verborgen blieb; aber ihn erzeugen?! —

„Schiller hat sich in Rath und That ergossen, die Göthe genossen hat.“ — Weder Rath noch That läßt sich genießen. Man darf höchstens sagen: eines Rathes genießen, denn der Genitivus bezieht sich auf die Würkungen desselben. Aber einen Rath hat, ausser Göthe, noch niemand genossen.

„Schiller hat sich in Weimar zum Daurenden gewöhnt.“ Also in Weimar ist das Daurende anzutreffen? — Göthe hat sagen wollen: Schiller habe sich dort zum Ausdauern gewöhnt, drückte sich aber ganz falsch aus. Bekanntlich ist in dieser sublunarischen Welt nichts Dauerndes, wenn daher Weimar des göttlichen Privilegiums sich erfreute, das Dauernde in seine Mauern einzuschließen, wer würde nicht dahin wallfahrten!

„Reich=

„Reichgestaltig ist manch sein tiefes Werk." Ein Sprachschnitzer, den man keinem Tertianer verzeihen würde.

„Schiller las mit heiterm Blicke das dunkle Buch durch Zeit und Land." Wenn ich mir hier einen Sinn herausgrüble, so liegt er wenigstens nicht in den Worten, die so auffallend gegen die Regeln der Sprache verstoßen.

„Ein Lächeln hat Göthe glücklich ihn (nicht ihm) abgewonnen."

So viel Sprachfehler in zehn Stanzen!

Ausserdem spricht Göthe noch von einer Weimarischen Völkerschaar; sagt sehr gemein;

soll das Läuten

— — — unsern Freund bedeuten?

An dem sich unser Wunsch geklammert hält? Behauptet, Schillers Verdienst verwirre die Welt! (Mich wundert, daß er uns nicht überreden will, der jetzige Krieg sey wegen Schiller entstanden.)

Spricht von Schillers Muthe, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt be-

besiegte — (was meynt er damit? Die Welt war nie so stumpf, daß sie dem Zauber von Schillers Dichtkunst widerstanden hätte. Nur Göthischem Bombast widersteht sie, eben weil sie nicht stumpf ist.)

Endlich sagt Göthe:

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
„Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens."

Das klingt recht hübsch, ist aber nichts dahinter. Denn wenn das höchste Streben nur eine Blüte hat, was soll denn die Frucht hervorbringen? Oder nannte er das Leben die Blüte des höchsten Strebens? (man kann es auch so verstehen, da kein und dazwischen steht) dann würde es heißen, erstens: das höchste Streben der Natur ist mir unverborgen, und zweytens: die Natur kann nichts höheres hervorbringen als Leben.

So schwinden die hüpfenden Irrlichter, wenn man ihnen nahe tritt. Sollte man diese Beleuchtung Micrologie schelten, so besinne man sich doch, daß Göthe bey fremden Nazionen für

ei=

einen unserer ersten Dichter gilt, daß sie unsern Geschmack, unsere Fortschritte in der Sprache, noch immer nach seinen Produkten beurtheilen, weil sie dem untergehenden Gestirn nicht so nahe stehn als wir, und daß man folglich nicht laut genug die Stimme erheben kann; zumal wenn der Gedanke sich dabey aufdringt: Göthe verstehe es wohl besser, aber er meyne, für uns sey alles gut genug, und wenn er nur niese, so müssen wir niederfallen und anbeten.

Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit; sagt Seneca irgendwo.

Uralte literarische Notizen.

Es giebt Gott sey Dank ein paar Dutzend Zeitungen, die neue literarische Notizen liefern, und es wird überall im Lande der Teutonen so eifrig Jagd darauf gemacht, daß einem armen Teufel, der im Lande der Cimbern wohnt, und doch

doch auch sein Scherflein beytragen möchte, nichts anders übrig bleibt, als in die reichen Schachten des Alterthums hinab zu steigen, wohin ihm so leicht Niemand folgt. Ich bin daher zwar nicht gesonnen, bis in die schönen Zeiten vor der Sündfluth zurück zu gehen, obgleich Reymann eine Historia litteraria antediluviana geschrieben hat, die ich zu meinem Zweck wohl benutzen könnte; aber auf den Feldern, die von Griechen und Römern mit Pflanzen geschmückt wurden, die zum Erstaunen der Nachwelt noch immer perenniren, will ich mir von Zeit zu Zeit ein kleines Herbarium sammeln.

Das Sehen.

Die Alten hatten wunderliche Meynungen über das Sehen. Die Platoniker bildeten sich ein, es gehe etwas aus dem Auge heraus indem man sehe, Pythagoras hingegen glaubte steif und fest, es lösten sich immerfort Theilchen von der Oberfläche der Gegenstände die man ansehe, und spazierten in das Auge hinein.

ein. Daher mag wohl die Redensart kommen: „er verschlingt seine Geliebte mit den Augen," denn wer sein Mädchen recht lieb hat, der sieht es beständig an, und wer es beständig ansieht, der löst immerfort Theilchen von ihm ab, und wenn er das eine Weile treibt, so ist das arme Mädchen verschlungen, ohne daß er den Mund aufgethan hat. Eine sehr angenehme Idee bleibt es immer für den unglücklichen Liebhaber, daß er wenigstens Theilchen seiner Grausamen mit den Augen schlürfen darf, ohne daß sie es hindern kann. Es erklärt sich aber auch aus dieser Hypothese (die ich eben deswegen hiermit förmlich adoptire) die gewöhnliche Unbeständigkeit der Schönen, an der sie so unschuldig sind, wie die neugebohrnen Kinder; denn was können sie dafür, daß man sie beständig angaft, und ein Jeder sein Theilchen von ihnen nimmt? Am Ende müssen sie ja wohl vielen zugehören. Man sieht ferner, wie es zugeht, daß ein fades Herrchen, mit einer tüchtigen Lorgnette vor den Augen, von den Damen sehr oft dem Manne von

Ver=

Verdienst vorgezogen wird, der durch keine Lorgnette guckt, und überhaupt wenig gafft. Daran sind die Damen abermals völlig unschuldig, denn der Ausdruck, „sie geben den Vorzug," ist nach obiger Hypothese falsch, sondern sie gehören dem zu, der sie am meisten ansieht, und wenn der Mann von Verdienst die Augen von seinen Pflichten und Büchern nicht oft genug auf sie richtet, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn ein Anderer, der weder Pflichten noch Geschäfte hat, ihm das Mädchen vor den Augen wegspeist.

Begreift ihr auch nun, warum die Schönen sich so gern putzen? und so vielen unnützen Flitterstaat um und an sich hängen? — Bloße Nothwehr. Sie wollen dadurch verhindern, daß man sie nicht zu schnell verzehre. Ein nachgemachter Busen soll blos dem wahren, der darunter liegt, zum Schilde dienen. Dasselbe galt einst von den sogenannten culs de Paris. Die Perücken, die vor kurzem noch so häufig Mode waren, wurden blos erfunden, um das eigne Haar zu schützen. Die Schminke ist ein vortreffliches

Mit-

Mittel, um zu hindern, daß die Wangen nicht weg gesehen werden. Wenn aber eine Dame ihrem hartnäckigen Angaffer wohl will, so giebt sie ihm ein Rendezvous im Néglige, und das letztere wählt sie blos deshalb, damit sein Auge Gelegenheit habe, etwas mehr Theilchen von ihr abzusehen.

O wie fruchtbar ist die Hypothese des guten Pythagoras! Begreift ihr nun, warum der Vornehme den Geringen übersieht? Es geschieht keinesweges aus Hochmuth, er mag nur kein Theilchen von ihm genießen. Begreift ihr nun, warum der Reiche ein angesehener Mann ist? Man möchte sich Theilchen von ihm verschaffen. Ja wahrhaftig, auch das berühmte Wunder von der Klapperschlange, da sie durch bloßes Anstarren bewirket, daß kleine Thierchen ihr freywillig in den Rachen spazieren, wird dadurch erklärt. — Doch die Gedanken drängen sich mächtig. Je mehr ich meine aufgewärmte Hypothese ansehe, je mehr Theilchen derselben mache ich mir zu eigen. Bald werde ich sie ganz verschlungen haben, um

sie auf der nächsten Leipziger Messe in zwey dicken Bänden — mit festem Blick auf den Beutel meiner Leser — wieder darzubieten.

Heraclit.

Jetzt weiß ich, warum die neue Kunstschule alles Gefühl aus den Kunstwerken verbannt. Die Herren sind nämlich lauter Anhänger des Heraclit, der den vortrefflichen Satz aufstellte: Die trockenste Seele ist die vollkommenste. Da nun vollends in unsern Tagen der berühmte Hoyer ein Programm schrieb de animabus siccis, von den trockenen Seelen; so eilten alle Kunstjünger, die sich ihrer löblichen Trockenheit bewußt waren, unter Heraclits Fahnen, wo sie mit rühmlichem Eifer sich zur Vollkommenheit, nemlich zu einer wahren Dürre bilden.

Frage.

Kann mir Jemand erklären; warum der Titel Vielschreiber eine Art von Beschimpfung ge-

wor-

worden? Aeschylus schrieb siebenzig oder gar neunzig Trauerspiele, wenn wir gleich nur noch sieben davon besitzen. Sophokles schrieb deren über hundert, ob er gleich, als General der Athenienser, auch wohl wichtigere Dinge zu thun hatte. Indessen hat der Dichter den Feldherrn überlebt (wie gar oft geschieht) denn nicht eine Waffenthat, wohl aber sieben Trauerspiele sind der Nachwelt übrig geblieben. Euripides, Vertrauter des Sokrates, Philosoph und Mahler, dichtete hundert und zwanzig Trauerspiele, von welchen wir nur ein Sechstheil noch heute bewundern. Plautus, ein Theater-Prinzipal, machte hundert und dreyßig Lustspiele. Die zwanzig, die wir noch haben, sind oft von neuern Dichtern geplündert worden.

Wenn also erwiesen ist, daß alle die vortrefflichen Tragödien- und Comödienschreiber des Alterthums, die wir noch bewundern, (und oft mehr bewundern, als sich geziemt) nicht allein gut schrieben, sondern auch viel schrieben, warum rümpft denn mancher vornehm die Nase über ein

frucht=

fruchtbares Genie? und möchte ihm durch den Titel Vielschreiber gern eins anhängen? — Geht es ihnen etwa wie dem Armen, der immer auf den Reichen schimpft, und doch vor sein Leben gern selbst reich wäre? —

Die undankbare Nachwelt.

Es ist doch hart, daß so mancher große Dichter ganz vergessen wird. Aurelius Prudentius Clemens schrieb vor vierzehnhundert Jahren vierzehn Gesänge von den Märtyrer-Kronen; wer kennt sie noch? — Der erste Angelsächsische Dichter Adelenus sang vor tausend Jahren das Lob der Jungfrauen, die acht Hauptlaster und dergl. mehr. Die Jungfrauen werden zwar noch immer gelobt, und die Hauptlaster noch immer geübt, aber wer lies't den Adelenus? — Marbodus von Angers im eilften Jahrhundert, beschenkte die Welt mit einem Lehrgedicht von den geheimen Kräften der edlen Steine; aber unsere Schö-

 nen,

nen, so gern sie sich auch mit Brillanten behängen, verlassen sich blos auf die geheimen Kräfte ihrer Augen. — Nicolaus de Clemangis schilderte die Glückseligkeit des bäurischen Lebens, und das Elend der Tyrannen. Doch giebt es leider keinen Menschen auf der Welt, der nicht lieber ein Tyrann, als ein Bauer seyn möchte. — Nigellus Wirecker, um das Jahr 1200, stellte einen Narrenspiegel zur Schau, in dem er die Mönche, die nach Abteyen trachteten, mit Eselein verglich, die, statt ihrer kurzen Schwänzc, gern lange haben wollten. Nun Gott sey Dank, solche Esel sehen wir noch täglich, aber niemand mag in Wireckers Spiegel schauen. — Undankbare Nachwelt! ich glaube, du wärest fähig, selbst die Weissagungen des Baki zu vergessen.

Proklus.

Es ist doch eine herrliche Sache um die Fortschritte der Aufklärung. Zu Athen und Alexan-

drien

drien lebte im fünften Jahrhundert ein Philosoph, Namens Proklus, dem seine dummen Zeitgenossen den Wunsch von der Seele preßten: „daß „doch alle Werke des Alterthums untergehn „möchten, weil sie Leuten geschadet hätten, die sie „nicht verstanden."

Ein so entsetzlicher Wunsch wäre, dem Himmel sey Dank, heutzutage ganz überflüßig, denn wir verstehen alles, was wir hören und lesen; wir haben Kant verstanden, Fichte steht vor uns in Klarheit, und Schelling zieht so hell, wie die Feuerkugel, die neulich zu Hamburg gesehen wurde, an unserm Horizonte dahin, ja sein Schweif schimmert auch noch einige Minuten. Wir verstehen den Jacob Böhm, und, wenn es darauf ankommt, auch den Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus Eremita. (Erschrecken Sie nicht, meine Damen, über den ungeheuer langen und ungeheuer prächtigen Namen. Der Mann, der ihn trug, lebte vor ein paar hundert Jahren, und würde jetzt wenig Glück machen, denn er behau-

ptete, daß nichts existire, was nicht esse, trinke, Kinder zeuge, und Excremente ausleere, ja er schrieb selbst den Steinen diese Eigenschaft zu. Jetzt, da wir in Deutschland mit Lebensmitteln nicht überflüßig versehen, sondern froh sind, wenn die lieben Soldaten zu essen und zu trinken haben, jetzt würden uns die speisenden Mineralien sehr beschwerlich fallen.)

Doch wieder auf den Proklus zu kommen, und auf die Ursach seines Musenfeindlichen Wunsches, so fällt auch diese bey uns ganz weg, denn gesetzt, wir verständen unsere philosophischen Werke nicht, so spüren wir doch nicht den geringsten Nachtheil davon. Unsere Jünglinge, die sich besonders damit beschäftigen, lassen sich dadurch keinesweges von Erwerbung nützlicher Kenntnisse abhalten; sie leisten dem Staate die wichtigsten Dienste, und sind dabey so bescheiden — ach! so bescheiden, daß Einem die Augen übergehn. Wenns hoch kommt, halten sie sich für den Mittelpunct des Weltsystems und uns Alle, die wir das Unglück hatten, zwanzig oder dreyßig Jahre früher geboren

ten zu werden als sie, für Bruchstücke der zertrümmerten Menschheit, welche die Erlaubniß haben, sich um sie zu drehen. Folglich haben unsere neuesten philosophischen Werke vor denen des Alterthums den großen Vorzug, daß sie gar keinen Schaden stiften, quod erat demonstrandum.

Uebrigens wünschte ich wohl, daß mein wünschender Proklus noch lebte, um als Ingenieur bey einer unserer Armeen angestellt zu werden, denn er war ein Tausendkünstler, der, so gut wie einst Archimedes, bey einer Belagerung von Constantinopel durch große Brennspiegel die feindlichen Schiffe anzündete. Die Engländer würden ihn mit Extrapost nach Boulogne und Cadix schicken, und ich —

Schadenfreude.

Sie ist besonders den frommen Seelen eigen. Aus der römischen Geschichte ist bekannt, daß, als dem Jupiter auf dem Capitol ein prächtiger Tempel erbaut werden sollte, zu dem man

eines

eines größeren Raumes bedurfte, als eben vorhanden war, die kleineren Gottheiten da herum eingeladen wurden, ihre Plätze zu räumen. Sie liessen sich auch alle willig finden, nur allein den Gott Terminus (Gott der Grenzen) ausgenommen, der so eigensinnig war, als jene alte Frau in Potsdam, die Friedrich dem Zweyten ihre Hütte um keinen Preis abtrat. Jupiter war eben so großmüthig als Friedrich, er ließ dem halsstarrigen Terminus seine Kapelle, und die Auguren zogen daraus die schmeichelhafte Folgerung, daß die Grenzen des römischen Reichs nie zurück weichen würden. Aber siehe da, kaum bestieg Hadrian den Thron, als er sogleich freywillig alle Eroberungen Trajans fahren ließ. — Darüber nun macht sich der heilige Augustin gewaltig lustig (de ciuitate dei IV. 29.) und spöttelt mit unverhüllter Schadenfreude über die Schwäche des heydnischen Gottes Terminus, der nicht im Stande gewesen, sein Versprechen zu halten. Der gute fromme Mann vergaß, daß Jehova den Juden das gelobte Land auf ewige Zeiten zu besitzen verhieß,

und daß diese Art von Tractat eben so wenig gehalten worden ist, als manche Tractaten der neuesten Zeiten.

Wundarzneykunst.

Wenn doch Tagliacozzi noch lebte! — Wer war denn Tagliacozzi? — Ey, er war ein Mann, der heutiges Tages recht gut zu gebrauchen wäre. Er lebte im sechzehnten Jahrhundert zu Bologna, und hatte eine Fabrik von Nasen und Ohren. In unsern Tagen ist die Drohung: ich werde dir Nasen und Ohren abhauen! nur noch eine bloße Redensart, aber in jener schönen romantischen Ritterzeit wurde oft Ernst daraus. Wenn nun Einer das Unglück gehabt hatte, eine halbe Nase oder ein ganzes Ohr zu verlieren, so gieng er nur zum Herrn Tagliacozzi, der schnitt ihm aus den musculösen Theilen des Arms eine neue Nase, und er hatte noch obendrein den Vortheil, daß er sie von beliebiger Größe bestellen konnte. — Der Mann hatte es offenbar weiter

gebracht, als seine Herrn Collegen in Indien, die einen Lappen aus der Stirn schneiden müssen, üm eine Nase daraus zu formen, und mit Ohren sich gar nicht abgeben. Hatte ich nun nicht Recht auszurufen: wenn doch Tagliacozzi noch lebte? — Jetzt, wo eine halbe Million Menschen sich rühmlich bemüht, einer dem andern Nase und Ohren, Arme und Beine, und wo möglich auch den Kopf weg zu hauen und weg zu schießen, jetzt wäre es gar herrlich, wenn gleich nach jeder Schlacht der Ehrenmann auf dem Champ de bataille herumgienge, die Arme und Beine in Körbe sammelte, — — — — — — — wenn er damit geschwind ins Lazareth gienge, da für jeden Krüppel das Fehlende zuschnitzelte und ihm ohne weitere Umstände an den Leib nähte.

Aber, meynt ihr, fremde Beine! das gienge doch nicht an. — Warum nicht? hat man doch schon versucht uns fremdes Blut in die Adern zu gießen, und zwar viehisches, warum sollten wir denn ein menschliches Bein

nicht

nicht brauchen können, zumal, wenn wir eines zu wenig hätten?

Die Aerzte.

Ich kenne die Leute, die sich betrüben, daß die Systemenwuth, welche schlimmer ist als die Hundswuth, auch die Aerzte ergriffen hat. Das sind nehmlich gute simple Leute, mit einem bischen elenden Menschenverstand begabt, welche die wunderliche Meynung hegen: die Arzneykunst sey blos auf Erfahrung gegründet, und es könne in ihr durchaus nichts a priori demonstrirt werden. Dabey zittern sie vor jedem systematischen Arzte, und werden lieber gar nicht krank, ehe sie sich einem Solchen anvertrauen; ja sie vergleichen ihn mit jenem Tyrannen, der ein eisernes Bett machen ließ, in welches Riesen und Zwerge gelegt wurden; den Riesen hieb man so lange Stücke von den Beinen, und die Zwerge reckte man so lange, bis beyde hinein paßten.

Diesen ängstlichen Menschen zur Beruhigung will ich mit ein paar Worten beweisen, daß — ob es gleich zuweilen gute Aerzte gegeben hat und noch giebt, — die Arzneykunst doch nie recht wußte, was sie wollte. Es gab einmal Leute, die sich Methodiker nannten — ich glaube, es ist länger als tausend Jahr her, — die erklärten alle Krankheiten aus Erschlaffung oder Einschnürung, oder einer Mischung von beyden. Da haben wir ja die Sthenie und Asthenie. Hernach kam der berühmte Galen, und schrieb fast so viele Bücher, als er Patienten haben mochte, denn der größte Theil seiner Werke ist verloren gegangen, und doch besitzen wir noch hundert und siebenzig Schriften von ihm. Die übrigen, wenn sie auch noch existirten, könnten leicht das nehmliche Schicksal erfahren, welches sie vor siebzehnhundert Jahren hatten, denn sie verbrannten im Tempel des Friedens, der bey uns gar oft in Flammen steht.

Vor ein paar hundert Jahren erklärte ein gewisser Regius alle Erscheinungen im menschlichen

chen Körper aus dem festgesetzten Mechanismus desselben, und Telesius aus Wärme und Kälte. Mit nichten sagt Franz Sylvius, sie entstehen aus Gährungen von Säuren und Laugen. Endlich erschien Stahl und leitete Krankheit oder Gesundheit allein von den Wirkungen der Seele her. Also Erschlaffung, Einschnürung, Mechanismus, Wärme, Kälte, Gährung, Seele, und Gott weiß, was sonst noch, (denn wer kann mich zwingen, mehr davon zu wissen,) haben sich wechselsweise um unsern gebrechlichen Leichnam gestritten, und ihn endlich ziemlich ausgemergelt der Sthenie und Asthenie überliefert, die ihn doch sicher auch nicht lange behalten wird. Die Herren Aerzte kommen mir vor, wie sehr geschickte Ballonspieler; sie schlagen den mit Luft gefüllten Ball ihrer Systeme aus einem Jahrhundert ins andere hinüber, und zwar so, daß er nie auf die Erde fällt; so lange er in der Luft schwebt, schreyen sie alle Ach, und wenn er herunter kommt, so stehen schon wieder einige Rösch-

lau-

laube bereit, ihn mit nervigter Faust in die Wolken zu treiben. Nachsehn müssen sie ihm freylich, und weil es nun ein altes einfältiges Naturgesetz ist, daß man die Augen nicht an zwey Orten zugleich haben kann, so wäre es unbillig, ihnen zuzumuthen, sie sollten zugleich hinauf nach dem Windball und herunter auf die Patienten blicken; schon genug, wenn sie die Kranken nach dem Fluge ihres Balls beurtheilen.

Auf den ersten Anblick scheint das freylich gefährlich, und man möchte das Krankwerden verschwören, es ist aber nicht so arg, als es aussieht, denn es ergiebt sich aus tausendjährigen Beobachtungen, daß ungefähr immer eine gleiche Anzahl von Menschen auf der Welt lebt, und daß es folglich ganz gleichviel gilt, ob die Aerzte ihre Kunst so oder so treiben, es sterben darum nicht mehrere Menschen, und bleiben auch nicht mehrere am Leben. Diejenigen, die aus Mangel an Kenntnissen starben, ehe es noch Aerzte gab, sterben jetzt aus Ueberfluß an Kenntnissen, und so kommt alles wieder ins Gleichgewicht. Die beste

Wi=

Widerlegung des Brownischen Systems ist wohl die: daß, obgleich viele hunderte von Aerzten seit einer Reihe von Jahren nach diesem System curiren, doch noch keine Stadt in Europa bekannt geworden, in deren Todtenlisten die Anzahl der Gestorbenen sich vermindert hätte. Also leben wir in Gottesnamen drauf los! Unser Ziel ist gesteckt und zwar von keinem Brownianer. Es giebt recht gute Leute unter ihnen, und wenn nur die Französische Sthenie und die Deutsche Asthenie nicht wären, so würde sich das übrige wohl finden.

Bitte um Belehrung an die Herren Componisten gestellt.

Eines Morgens ließ sich ein Dichterling bey mir melden, und bat sich die Erlaubniß aus, mir ein paar Dutzend Stanzen vorzulesen, um, wie er

sehr

sehr bescheiden versicherte, von mir zu vernehmen, ob er würdig sey, den Musen zu dienen. Ich kenne diese Phrasen schon längst, und weiß recht gut, daß sie nichts weiter bedeuten, als: „höre mir zu und lobe mich;" — ich fluchte daher im Stillen, bejammerte die verlorne Zeit und grinzte den Vorleser so freundlich an, wie ein Gast den Wirth, der ihn nöthigt über Macht zu essen. Er ließ sich nichts anfechten, sondern deklamirte tapfer drauf los. Als er geendigt hatte, glaubte ich, eine kleine Nothlüge sey mir schon vergönnet, um mich in Freyheit zu setzen; ich sagte daher, das Ganze verriethe allerdings einige Anlage zum Dichter, und lobte ein paar einzelne Stellen. O Himmel! ich hatte einen ganz falschen Weg eingeschlagen; denn der entzückte Vorleser fieng sogleich von vorne an, und ich mußte die sämmtlichen Stanzen, von einem Ende bis zum andern, noch einmal verschlucken. Der Aerger preßte mir die Wahrheit aus; ich tadelte ihn und er schied mißvergnügt. Als er fort war, konnte ich mich nicht sogleich erholen; ich gieng im

Zim=

Zimmer auf und nieder und brummte: „Ist es „möglich (brummte ich nehmlich), daß man „so albern seyn kann, ein Gedicht — und „wär' es so vollendet, als nach Schlegels Be- „hauptung ein Igel ist, — unaufgefordert „zweymal hintereinander vorzulesen?" — Plötzlich fiel mir ein: „ich beurtheile den armen Menschen „doch wohl zu streng. Warum soll er denn nicht des „nemlichen Rechtes genießen, dessen sich die Herren „Componisten täglich bedienen? — Sie machen „uns Symphonien, Sonaten, Quartetten u. s. w., „die sie auf der Stelle schon beym Niederschreiben „mit Repetitionszeichen versehen, welche „Jedem zuherrschen: Spiele, oder höre „mich gleich noch einmal! — Ja, sie sind „damit noch gar nicht zufrieden, sondern, wenn „sie irgend eine einzelne Stelle für schön halten, „so wiederholen sie diese noch extra einige zwan- „zigmal, bis man sie wider Willen auswendig „weiß."

Diese Betrachtung söhnte mich mit meinem Vorleser aus. Ich vergaß ihn ganz, und hieng

mei-

meinen Gedanken über die Musik weiter nach. Da fielen mir natürlich auch die Opern ein. Ich einnerte mich mit Schrecken, daß ich eine einzige Zeile von einer Arie oft zwey Dutzendmal hatte repetiren hören, ohne mir auch nur die kleinste Ursach davon angeben zu können, ausgenommen etwa die Eitelkeit des Componisten. Wie oft muß man, zum Beyspiel, in der beliebten Fanchon, gleich im Anfang die Kissen verschlucken, die weich wie Moos sind, und lockend ihren Schoos bieten. Man möchte ja wahrlich am Ende lieber auf einer hölzernen Pritsche liegen, als sich noch länger von diesen Kissen einladen lassen. Und, um nur sogleich bey der Fanchon stehen zu bleiben, warum hat sich wohl der Componist bey mehreren Arien, die von Anbeginn nur zwey vierzeilige Verse enthielten, noch einen dritten, und zwar — —, von fremder Hand hinzufügen lassen, wenn es nicht geschah, um seine Composition auch noch zum drittenmal bewundern zu lassen? Warum sollte denn also der vorlesende Dichter, der sich wohl eben so gern

hört,

hört, als der Componist, nicht desselben Rechtes sich bedienen?

So scheint es wenigstens auf den ersten Anblick. Da es aber doch eine sehr auffallende Erscheinung ist, daß von zwey sich so nahe verwandten Künsten, nur die eine das Vorrecht hat, die Rolle des Guckgucks zu spielen, und durch ewige Wiederholungen Langeweile und Ueberdruß in uns erwecken zu dürfen, und da ich bekennen muß, daß ich nur ein Laye in der Musik bin; so könnte die Sache wohl auch ihren tristigen Grund haben, der mir bis jetzt verborgen geblieben, und darum bin ich so frey, an sämmtliche Herren Componisten, folgende Fragen zu stellen, und um deren Beantwortung dienstfreundlichst zu ersuchen:

Erstens: warum theilt man so viele Musikstücke in zwey Theile, und setzt hinter jeden ein Repetitionszeichen? — Man sollte denken, wenn derjenige, der die Musik spielt, Gefallen daran fände, so würde er sie wohl auch ohne diese Zeichen wiederholen, so oft ihm beliebt; gefiele sie ihm aber nicht, so wäre ihm die Vorschrift nur lästig?

Zweytens: warum müssen denn in Opern die Arien so entsetzlich gedehnt und gereckt, und oft die nehmlichen Passagen, die unbedeutendsten Zeilen, zwanzigmal wiedergebracht werden? — Man sollte denken, wenn dem Publikum die Arie behagte, so würde es wohl von selbst ein dacapo anstimmen; allein ihm auf gut Glück die Arie ein Dutzendmal aufzudringen, sey doch fast allzueitel?

Ich zweifle, wie gesagt, keinesweges, daß die Herren ihre guten Gründe dafür haben, und freue mich, belehrt zu werden. Sollte aber, wider Vermuthen, kein anderer Grund vorhanden seyn, als die unergründliche Eitelkeit, so scheint es mir sehr unbillig, daß die Dichter, die doch auch ihre gute Portion Eitelkeit besitzen, von diesem Vorrechte ausgeschlossen seyn sollten, und ich werde auf diesen Fall künftig hinter jede Scene meiner Schauspiele Repetitionszeichen setzen. Dann bin ich gesonnen, so viele Componisten, als ich nur immer herbeyschaffen kann, zu der Hauptprobe einladen zu lassen, damit sie selbst fühlen, wie angenehm es ist, zweymal hintereinander das

nehmliche zu hören. Ja, um eine völlige Gleichheit herzustellen, werde ich einige Scenen, die ich etwa für die besten halte, zwölfmal nach einander spielen lassen, und zweifle nicht, die Herren Zuschauer werden sämmtlich entzückt davon laufen.

Ist es mir auf diese Art gelungen, die Dichtkunst wieder in ihre Rechte einzusetzen, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch die Redekunst Theil daran nehmen sollte? Ich lade daher alle Prediger ein, künftig ihre Predigten mit Repetitionszeichen zu versehen, und versichert zu seyn, daß alsdann besonders die Herren Componisten um die Wette in die Kirche strömen werden.

Fragment aus Briefen an eine junge Schauspielerin, die sich Unterricht von mir erbat.

Wenn man jung und hübsch ist, wie Sie, so hat man freylich schon viel voraus. Sie werden

den Wüstlingen im Parterre behagen, Sie mögen spielen wie Sie wollen; aber wenn Sie da unten klatschen hören, so trauen Sie ja nicht, sondern fragen sich sogleich: wie viel gehört davon meinem Gesichtchen? wie viel etwa dem Dichter? wie viel bleibt übrig für meine Kunst? —

Ich weiß wohl, daß bey solchen Untersuchungen die Eitelkeit sich stets zum Assessor im Gericht aufdringt, und zwar mit mehr als einem Sitz und mehr als einer Stimme; bey jedem Beyfallszeichen wird sie Ihnen zuflüstern: der hat Recht; und bey jedem Tadel Ihnen laut ins Ohr schreyen: der hat Unrecht, und eben deswegen, meine liebe kleine Freundin, ehe sie würklich hoffen dürfen, in der Schauspielkunst etwas ausserordentliches leisten zu können, fordere ich eine weit schwerere Kunst von Ihnen — Sie erschrecken? — Doch nicht die, höre ich Sie sagen, die Eitelkeit ganz zu entfernen? — Bewahre der Himmel! da würde ich erstens etwas unmögliches, und zweytens etwas sehr albernes heischen. Die Eitelkeit, so fatal auch der Name

klingt,

klingt, ist die Mutter vieles Guten; sie kann nicht Talente schaffen, aber sie zündet gern ein Licht an, um sie zu beleuchten (nehmlich die eigenen) und wenn sie aus dem Lichte keine Fackel macht, so ist das auch recht gut. Nur merken Sie sich die Lebensregel, (sie gilt überall, vorzüglich aber in Rücksicht auf Ihre Kunst), lassen Sie Ihrer Eitelkeit in Gottes Namen freyen Spielraum vor der Handlung, die Sie begehn, vor der Darstellung, die Sie liefern wollen, denn da schärft sie den Trieb, etwas Gutes zu thun, etwas vorzügliches darzustellen, aber nachher legen Sie ihr Fesseln an, nachher darf sie durchaus nicht mehr mitsprechen. Das ist freylich schwer. „Darf ich mir nicht einmal bewußt seyn, werden Sie fragen, etwas wirklich gut gemacht zu haben?" — O ja, aber wenn Sie auf sich Achtung geben, so werden Sie finden, daß das einfache Bewußtseyn sich himmelweit von der Eitelkeit unterscheidet: jenes ist vorhanden, diese dringt sich auf; jenes gleicht dem Vergnügen oder der Gesund=

sundheit, die beyde nie wahrhafter existiren, als wenn man gar nicht an sie denkt; diese hingegen gleicht der rauschenden Freude oder dem Reiz, und da muß man sich gewöhnlich erst selber benachrichtigen, man sey vergnügt, man sey gesund. Wenn daher Ihr Spiel einen gewissen Total-Eindruck der Zufriedenheit bey Ihnen zurückläßt, der unabhängig ist von Erinnerungen an einzelne Momente ihres Spiels, oder gar an Beyfallszeichen, so ist das Bewußtseyn, und Sie haben wirklich gut gespielt. Müssen Sie aber, um sich selbst zuzulächeln, diesen oder jenen Moment zurückrufen, müssen Sie überhaupt Ihr Gedächtniß dabey brauchen, so seyn Sie auf Ihrer Hut, die Eitelkeit liegt im Hinterhalt, denn das reine Bewußtseyn bedarf keines Gedächtnisses. — —

Merkwürdiges Bekenntniß.

Herr Friedrich Schlegel — der auch noch lebt, — sagt in seinem neuen, sehr langweiligen poetischen Taschenbuche, S. 311: „Es bleibt das gefährlichste aller Experimente, auch in der Kunst „fremde Sitten annehmen zu wollen; das Eigene geht gewiß verloren, und das Fremde, wornach man strebte, wird fast nie erreicht.“

Nun wenn das ist, — (wie es dann wirklich nicht anders ist) — warum haben denn die Herren Gebrüder Schlegel bis jetzt noch immer in ihren Kunstwerken versucht, fremde Sitten anzunehmen? Warum haben sie uns denn bald zu Griechen, bald zu Spaniern, und Gott weiß, wozu sonst noch machen wollen? — Was ist dabey herausgekommen? — Herr Friedrich Schlegel hat sich und seinem Herren Bruder selbst das Urtheil gesprochen: Das Eigene gieng verloren, und das Fremde wurde nicht erreicht.

Nicht-Literatur.

Lief- und Ehstlands Ehrenrettung gegen Herrn Merkel und Petri; von Herrmann Friedrich Tiebe, Löserschem Kirchspiels-Prediger. Halle bey Gebauer, 1804.

Es ist wohl lange kein, wider des Verfassers Willen, so komisches und naives Buch, geschrieben worden. Der Mann scheint es wirklich recht gut zu meynen, und dadurch flößt er Mitleid ein. Zum Schriftsteller fehlen ihm zwey Kleinigkeiten: er kann nemlich nicht schreiben und auch nicht denken, wenigstens nicht zusammenhängend. Merkels Letten haben ihn in Harnisch gejagt. Er spricht von der Sensation dieses Werks, (also nicht von der, die es gemacht hat, sondern von der, die es selbst empfindet.) Dieser Unsinn steht gleich in der vierten Zeile der Vorrede, und erfüllt den Leser mit Hoffnungen zum Lachen, die auch nicht getäuscht werden. Hr. T. gesteht selbst, „daß er nur Viertelstünd-

„chen

„chen sich zu einem Buche von 316 Seiten abge-„stohlen, daß er seine Arbeiten nicht noch ein-„mal abschreiben kann, und daß er ein bloßes „Concept geliefert hat.“ Dieses Concept nun wimmelt von Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten gegen Merkel, die witzig seyn sollen, aber es scheint, daß der Genius des Witzes nicht über den Mastställen des Löserschen Pastorats schwebt. Hingegen schwingt die göttliche Grobheit dort ihre rußigen Flügel, ja sie nimmt sogar einmal ihre Schwester, die Niederträchtigkeit, zu Hülfe, und sprützt Koth auf das Grab von Merkels Vater, der an Merkels Buche doch so unschuldig ist, als Hr. Tiebe selbst. Welche Nichtswürdigkeit, — und noch dazu von einem Prediger. — Am komischesten ist dieser Hr. Tiebe, wenn er den verstorbenen Collegien-Rath von Brasch gegen Merkel vertheidigt, denn da führt er unter andern folgende überzeugende Beweise an: „Brasch war ein guter Reiter und Fechter, ein „Mann von herkulischer Stärke, der in Peters-„burg drey Garde-Officiere mit einem

„Hirsch-

„Hirschfänger zur Thür hinaus trieb.“ (Von diesen Garde-Officieren giebt Tiebe zu verstehen, daß sie Brasch bestohlen hätten; eine sehr unbesonnene Aeuserung. („Er ließ sich alle drey Jahr „zwey Röcke machen, arbeitete im Schlafrock, „aß oft Abends nur Butterbrodt, oder einige „Salzgurken mit schwarzem Brodt, (welche äusserst wichtige biographische Nachrichten!) schrieb „einen Brief, und diktirte zugleich zwey andere,“ (bey welcher Gelegenheit Tiebe ausruft: Dies ist mehr als Cäsar einst that! — Cäsar und der Collegien-Rath Brasch! — Die Zusammenstellung ist genialisch!) „endlich war „er auch Ehren-Mitglied einer Deutschen ökonomischen Gesellschaft.“ Hr. Tiebe hat aber ganz allein das Diplom gesehen, „weil Brasch wirklich „einmal zufällig an diesen wichtigen Posten „dachte.“ — Nun freylich, ein solcher Mann, der mehr als Cäsar war, Salzgurken aß, und den wichtigen Posten eines Ehren-Mitglieds bekleidete, mußte ja wohl Recht gegen Merkel haben. Zwar gesteht Hr. Tiebe selbst, p. 178. Br. würde gern zugegeben haben, daß die Edelleute die

Haus-

Hauszucht oft zu Mordthaten mißbrauchen, aber nur wenige; daß die Bauern ausgesogen werden, aber nicht Alle; daß sie Spreubrodt essen, welches man anzünden kann, aber nicht überall, und auch nicht das ganze Jahr hindurch. Fürwahr, eine feine Ehren-Rettung. Ob der Adel ihm dafür danken wird? — An einer andern Stelle führt er eine Menge Geschichten von Deutschen Fürsten an, (die er sich aber wohl zu nennen hütet) und dadurch will er das Unrecht der Liefländischen Edelleute verkleinern. Er hatte vermuthlich eben zwey Bauerweiber mit einander zanken hören, die Eine rief: du hast ein Kalb gestohlen! die Andere antwortete: du hast einen Ochsen gestohlen! und nun entschied Hr. Tiebe für die Erstere. — Sehr naiv und drollig wird er, wenn er beweißt, daß die Bauern sich in ihrer Lage ganz vortrefflich befinden. Der Rauch in ihren Häusern ist sehr wohlthätig, denn er reinigt die Zimmerluft; daß Hühner und Gänse in der Stube herum laufen, ist auch gut, denn der Hahn ist des Bauern Uhr und Eyer speis't er gern.

Daß

Daß Ziegen und Schweine gleichfalls des Bauern Stuben-Kameraden sind, ist wieder gut, denn draußen ist es zu kalt im Winter. Daß man statt Lichter Holzspäne brennt, ist sehr gut, weil man nichts anders hat. Daß der Bauer immer klage, giebt Hr. T. zu, aber — — der Deutsche Bauer soll es auch thun. Daß jener saufe, sey wohl auch wahr, aber — doch nicht allgemein. Daß er nicht schreiben könne, sey nicht zu läugnen, und stehlen thue er leider auch. Das ist ein Pröbchen von dem, was Herr Tiebe widerlegen nennt.

Das Widerlegen war auch im Grunde nicht seine Absicht. Eigentlich hat er nur der Welt gedruckt sein liebes Ich präsentiren wollen, denn verliebter war Narciß nicht in seine Schönheit, als Herr Pastor Tiebe in seine werthe Person. Merkels Buch gab ihm eine gute Gelegenheit an die Hand, das liebe Publikum mit allen seinen Particularien bekannt zu machen, nehmlich: daß er in Preußen gebohren worden; daß er Hofmeister bey dem Herrn von Brasch gewesen; daß

er

er schon sieben Jahr Prediger ist; daß er mit eignen Pferden einen Besuch in seiner Heimath abgelegt hat; daß die Bauern bey seiner Zurückkunft vor Freuden geweint und gesagt haben: es wäre doch nur ein halbes Leben, wenn er nicht zu Hause wäre; daß er diejenigen, die etwas begangen haben, dadurch bessert, daß er ihnen keine Prise Taback offerirt; daß er sie auch wohl durch Witz und Satyre züchtigt; (Das mag ihm der Henker glauben! Herr Tiebe verläumdet sich selbst) daß er von eins bis zwey Uhr spatzieren geht; daß er beym Frisiren nicht lesen kann, weil er sich selbst frisirt; daß er bey Hausbesuchen in entlegenen Gesindern etwas Butterbrod mitnimmt; daß er am Sonntag Exaudi keine Vorbereitungslehre gehalten hat; (Schade!) daß er eine Menge Bücher und Tabellen führt, von welchen letzteren er (wahrhaftig es ist wahr!) neun Tabellen dem Publikum in einem Anhange mittheilt — (armer Verleger!) woraus man die wichtige Neuigkeit erfährt, daß der Wirth Johkum auf dem Guthe Löser ao. 1722 den 16ten

Sep-

September geboren worden, dessen Sohn Andreas etwas schwer hört, und die Schwiegertochter Katsche nicht gut mehr sehen kann, und dergleichen Herrlichkeiten mehr, an welchen natürlich das ganze Deutsche Publikum den innigsten Antheil nimmt. Nach solchen Beweisen wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß der Lebenslauf des Herrn Pastor Tiebe, nach dessen eigner Behauptung, „merkwürdig und in manchen Stücken „einzig in seiner Art sey." Denn wer ist wohl jemals in Preußen geboren worden, wie Er? Wer kann sich jemals rühmen Hofmeister gewesen zu seyn, wie Er? Und wo giebt es einen Prediger in der Stadt oder auf dem Lande, der das Glück hätte ihm zu gleichen? — Er selbst sagt sehr bescheiden pag. 258. „Dreist aber frage „ich: welcher Deutsche Prediger, er sey in der „Stadt oder auf dem Lande, hat eine solche „Uebersicht als ich von dem kirchlichen Zustande „seiner Gemeinde, wenn sie auch noch so klein „ist?" —

Daher ist er aber auch im Stande pag. 227 folgende wichtige historisch = statistische Nachrichten zu liefern: „Einer von meinen Bauern heißt Ja-„kob der Krebsfresser, weil dies sein Lieb-„lingsgerücht ist. In einem andern Gesinde „heißt ein Mert der schwarze Mert, wegen „seines schwarzen Bartes, ein anderer Ziegen-„Mert, weil er einmal eine Ziege gestohlen „hatte, und ein Dritter Betrüger = Mert, „weil er ein großer Dieb war.“

Sollten die Leser etwa zweifeln, daß es möglich sey, ein so albernes Buch zu schreiben, und sich dabey einzubilden, man habe Wunderdinge verrichtet, so will ich ihnen das Räthsel lösen, und mir zugleich ihr Mitleid für den Verfasser erbitten. Er gesteht nehmlich selbst, pag. 270, daß er chronische Krämpfe im Kopfe hat. Nun weiß man ja wohl, was Krämpfe schon in andern Theilen des Leibes für schlimme Wirkungen hervorbringen; aber vollends Krämpfe im Kopf — der arme Mann! Wünschen wir ihm von Herzen eine gute Besserung.

Klei-

Kleinigkeiten.

Wenn die Franzosen, die bekanntlich gegen ihre Nachbaren im Norden sehr höflich sind, etwas rohes, geschmackloses bezeichnen wollen, so pflegen sie zu sagen: das ist Deutsch, und wundern sich oft nicht wenig, wenn man in ihrer eigenen Litteratur ihnen die Muster nachweist. An einem deutschen Hofe, (es ist schon lange her) ließ ein Deutscher sich einfallen, französische Verse zu machen. Sie enthielten eine scherzhafte Prophezeihung einer nahen Vermählung, und schlossen also:

J'annonce ce grand jour en Philosophe altier,
Et j'imite en secret le chien du jardinier.

„Pfuy!“ rief ein Franzose, „voilà qui est bien „Allemand. Sie sollen wissen, meine Herrn, daß „in einem guten Gedichte, nie ein Hund vor„kommen darf. Das ist unedel, das ist abscheu„lich!“ — Gemach! gemach! mein Herr Criti„cus,

„cus, erwiederte der Verfasser: mein einzelner Hund soll augenblicklich weichen, wenn Sie zuvor die vielen Hunde des Racine aus seinem Meisterstücke werden gejagt haben. Der Franzose stuzte, und der Deutsche citirte den Vers aus Racine's Athalia:

Dans un sang inhumain des chiens désalterés.

Man wundert sich, wenn man liest, daß Montesquieu über seinem Esprit des loix zwanzig Jahre gebrütet, oder daß Vaugelas an seiner Uebersetzung des Curtius dreissig Jahre gearbeitet habe. Die französische Litteratur liefert ähnliche Beispiele, die weniger bekannt sind. Im Jahre 1751 ließ ein solcher fleißiger Mann ein Buch drucken, betitelt: Aëdologie, welches die große Kunst lehrt, Nachtigallen zu fangen und zu füttern. Der Verfasser hat, troz Montesquieu nicht weniger als zwanzig Jahre daran gearbeitet. —

Der Kardinal d'Ossat, ein großer Mann seiner Zeit, pflegte zu sagen: „ich habe in meinem „Leben nicht gehört, daß der Teufel einen Menschen in Versuchung geführt hätte, so lange dieser Mensch in guter Gesellschaft war; aber in der „Einsamkeit, in Wüsten, da wagte sich der böse „Feind so gar an den Heiland."

Die Mönche haben diesen bittern Ausspruch eines Fürsten ihrer Kirche nie widerlegt, und doch leidet er wirklich Einschränkungen. Die Extreme nur gehören dem Teufel; nämlich das Einsiedler-Leben und die großen Gelage, wo Hunderte, ja Tausende zusammen strömen. Was mitten inne liegt; einsame Häuslichkeit und offene Thüre dem einzelnen Freunde — darüber wacht ein guter Engel.

Ende des vierten Bändchens.

Verbesserungen
im dritten Bande.

Seite 139. Z. 18. statt Zimmer, l. Zinne
— 146. Z. 15. statt Wagestück, l. Kiltgang

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Kleine Romane, Erzählungen, Anecdoten und Miscellen

Bd.: 4

Leipzig (1806)

P.o.germ. 768 o-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112951-3